Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

Novellen und Skizzen

von

Arthur Stahl.

Dritter Band.

Leipzig,
Verlag von Friedrich Fleischer.
1867.

Hochzeitlich.

Eine Gabe

Günther von Freiberg

gewidmet.

A ciascun' alma presa, e gentil core
Nel cui cospetto viene il dir presente
In cio' che mi riscrivan suo parvente
Salute in lor signor, cioe Amore!
Dante, Vita nova.

Inhaltsverzeichniß.

Daphnis und Chloe.

Ein Hirtengedicht von Longos.

Vorwort.

Goethe sagt in seinen Gesprächen mit Eckermann: „Das Gedicht des Griechen Longos, Daphnis und Chloe ist so schön, daß man den Eindruck davon bei den schlichten Zuständen, in denen man lebt, nicht in sich behalten kann, und daß man immer von Neuem erstaunt, wenn man es wieder liest. Es ist darin der hellste Tag, und man glaubt lauter herculanische Bilder zu sehen, sowie auch diese Gemälde auf das Buch zurückwirken und unserer Phantasie beim Lesen zu Hülfe kommen.

„Bei aller mäßigen Abgeschlossenheit ist darin eine vollständige Welt entwickelt. Wir sehen Hirten aller Art, Feldbautreibende, Gärtner, Winzer, Schiffer, Räuber, Krieger und vornehme Städter, große Herren und Leibeigene.

„Und nun die Landschaft! — —

„Da ist keine Spur von trüben Tagen, von Nebel, Wolken und Feuchtigkeit, sondern immer der blaueste, reinste Himmel, die anmuthigste Luft und ein beständig trockner Boden, so daß man sich überall nackend hinlegen möchte.

„Das ganze Gedicht verräth die höchste Kunst und Cultur. Es ist so durchdacht, daß darin kein Motiv fehlt und alle von der gründlichsten, besten Art sind, wie z. B. das von dem Schatze bei dem Delphin am Meeresufer. Und ein Geschmack und eine Vollkommenheit und Delicatesse der Empfindung, die sich dem Besten gleichstellt, das je gemacht worden. Alles Widerwärtige, was von außen in die glücklichen Zustände des Gedichts störend herein-tritt, wie Ueberfall, Raub und Krieg, ist immer auf das schnellste abgethan und hinterläßt kaum eine Spur. Sodann: das Laster erscheint im Gefolge der Städter, und zwar auch dort nicht in den Haupt-personen, sondern in einer Nebenfigur, in einem Untergebenen.

„Das ist Alles von der ersten Schönheit, und man müßte ein Buch schreiben, um die großen Verdienste des Gedichts nach Würden zu schätzen. Man thut wohl, es alle Jahre einmal zu lesen, um immer wieder daran zu lernen und den Eindruck seiner großen Schönheit auf's Neue zu empfinden."

Mögen diese Worte rechtfertigen, wenn ich wage, dem Leser die Erzählung in neuer Uebertragung darzubieten.

Magdeburg, November 1866.

Arthur Stahl.

Einleitung.

Auf Lesbos jagend, sah ich in einer Grotte im Hain der Nymphen das Schönste, was ich je gesehen: ein Bild, eine Geschichte der Liebe.

Der Hain war an sich schön: Blumen, mächtige Bäume, frische Quellen, welche Bäume und Blumen tränkten, fehlten nicht; aber dies Gemälde war anmuthiger als alles Uebrige und ein so ausgezeichnetes Kunstwerk, daß Viele, selbst Fremde, die davon hatten sprechen hören, hierher kamen, um die Nymphen zu ehren und das Bild zu beschauen.

Frauen waren darauf, einige die mit Windeln neugeborene Kinder umwanden, Thiere die sie säugten, Hirten die sie aufhoben, ein junges Liebespaar, zärtliche Gelübde, ein Ueberfall von Seeräubern, ein Feindeseinbruch.

Da ich noch vieles Andere, aber nur Liebesbegebenheiten sah und bewunderte, ergriff mich die Sehnsucht, dem Bilde ein Gegenbild zu malen, und

nachdem ich einen Ausleger gefunden hatte, dichtete ich diese vier Bücher, ein Weihgeschenk dem Eros, den Nymphen und dem Pan, zugleich aber eine freundliche Gabe für alle Menschen: Kranke zu heilen, Leidende zu trösten, süß zu erinnern Den der einst liebte, und Die zu berathen, welche noch nicht getroffen waren. Denn nie konnte, noch wird sich Jemand enthalten können zu lieben, so lange es Schönheit in der Welt giebt und Fähigkeit anzuschauen.

Mir aber verleihe der Gott, welcher die Leidenschaften erweckt, leidenschaftslos die der Anderen zu schildern!

Erstes Buch.

Mitylene ist eine große und schöne Stadt auf Lesbos, von Kanälen durchschnitten, in welche das Meerwasser strömt, mit geschwungenen Brücken von weiß behauenem Stein geziert; prächtig anzusehen, eher als eine Insel, wie als eine Stadt.

Etwa zweihundert Stadien von der Stadt Mitylene entfernt, hatte ein reicher Mann einen Landsitz: ein schöneres Erbe gab es nicht in der ganzen Umgegend, Wälder voll edlen Wilds, Hänge mit Wein bekleidet, Felder die Weizen trugen, Wiesenbreiten für das Vieh, und das Alles längs der Küste, wo die Wogen eine Düne von feinem Sand bespülten.

Auf dieser Besitzung fand ein Schäfer, Namens Lamon, während er seine Heerde weidete, ein kleines Kind, welches eine seiner Ziegen säugte, und auf

folgende Weise. Es war dort ein Dickicht von Brombeerstauden und Dornen, ganz von Epheu überrankt, darunter war die Erde mit weichem, zartem Moos gepolstert, und auf diesem lag das Kind. Die Ziege lief dorthin, so daß man oft nicht wußte, was aus ihr geworden sei, und hielt sich bei dem Kinde auf, während sie ihr Lämmchen allein ließ. Lamon überkam Mitleid um das verschmachtende Zicklein. Eines Tages gab er Acht, wo die Ziege hinging, und indem er in der Mittagshitze ihre Spur verfolgte, sah er, wie sie in das Dickicht eintrat, bei Gefahr ihm weh zu thun ihre Pfoten ganz zierlich um das Kind legte, und das Kind sich mit seinen kleinen Händchen so gut weiterhalf, als läge es an der Brust der Amme.

Sehr überrascht, wie man sich denken kann, nähert er sich und findet einen allerliebsten kleinen Knaben, schön, wohlgebaut und in reicherem Wickelzeug, als zu dieser Verlassenheit zu passen schien; denn er war in einen Purpurmantel mit goldner Agraffe eingehüllt, und neben ihm lag ein Messer mit Elfenbeingriff.

Zuerst war Lamon in Versuchung die Sachen zu nehmen, ohne sich weiter um das Kind zu bekümmern, dann voll Scham, sich nicht wenigstens eben so mitleidig zu zeigen als seine Ziege; und als

die Nacht kam, nahm er Alles: die Sachen und das Kind und die Ziege, um sie seiner Frau Myrtale zuzuführen, welche aufschrie und verwündert fragte: ob heutzutage die Ziegen kleine Knaben zur Welt brächten? Und Lamon erzählte ihr, wie er ihn gefunden und sich geschämt hätte, ihn umkommen zu lassen. Sie war auch der Meinung, daß er dies nicht hätte thun dürfen, und Beide beschlossen, ihn aufzuziehen. Sie verbargen, was sie mit ihm gefunden hatten, sagten Jedermann, daß er ihr Kind sei, und damit auch der Name einen ländlichen Beigeschmack habe, nannten sie ihn Daphnis.

Zwei Jahre später hatte ein Schäfer aus der Umgegend, welcher Dryas hieß, ein ganz ähnliches Erlebniß.

Es befand sich in jener Gegend ein großer, mächtiger Felsen, der eine Höhlung bildete, welche man Grotte der Nymphen nannte und diesen geheiligt war. In der Grotte standen in Stein gehauen die Statuen der Nymphen: die Füße ohne Sandalen, das Haar lose um den Nacken hängend, dir Arme bis zu den Schultern hinauf bloß, über den Hüften gegürtet, alle mit lachenden Gesichtern und einer Haltung, als ob sie mit einander Ball spielten.

In der Tiefe der Grotte, gerade aus der Mitte

des Felsens, entsprang eine Quelle, deren Wasser, sich in ein Bassin ergießend, vor demselben das frischeste und saftigste Grün nährte und weiter durch die üppige Blumenwiese floß. An dem Eingang der Grotte sah man viele Milcheimer, Rohrflöten, Querpfeifen und Syringen befestigt, Opfergaben der Hirten.

Ein Schaf, das erst kürzlich gelammt hatte, ging so oft in diese Grotte, daß der Hirt es mehrere Male verloren glaubte. Da er es bestrafen wollte, damit es bei der Heerde bleibe und mit den anderen weide wie früher, schnitt er schlanke Weidenruthen, machte daraus eine Schlinge und schlich sich hin, ihm am Eingang der Grotte aufzupassen. Hier aber sah er etwas ganz Unerwartetes: das Schaf gab seine Brust einem Kinde mit solcher Sorgfalt, daß eine Mutter es nicht besser hätte thun können, und als das Kind sich mit großem Appetit satt getrunken hatte, leckte das Schaf ihm den reinen schimmernden Mund ab, ohne daß es sein rosiges Gesicht auch nur einmal zum Weinen verzogen hätte.

Dieses Kind war ein Mädchen, und auch ihm hatte man, um es eines Tages wiedererkennen zu können allerlei mitgegeben: ein Diadem aus Goldgeflecht, goldgestickte Sohlen mit Sandalenbändern und einen reich durchwirkten Gürtel. Dryas

betrachtete dieses Ereigniß als direct von den Göttern gesandt, und durch das Beispiel seines Schafes im Mitleid unterwiesen, nahm er das Kind in seine Arme, that die goldenen Sachen in seinen Quersack und richtete ein Gebet an die Nymphen, daß sie die arme kleine Verlassene in ihrem Schutz behalten möchten. Als dann die Stunde gekommen war, seine Heerde heimzutreiben, trug er den Fund in seine ländliche Wohnung, erzählte seiner Frau, was er gesehen hatte, und sagte ihr, daß sie nur Gutes thun würde, wenn sie von jetzt an dieses Kind als ihre Tochter betrachte, ohne irgend Jemand das Abenteuer zu verrathen.

Nape, dies war der Name der Schäferin, wurde von diesem Augenblick an die Mutter der kleinen Creatur, fast eifersüchtig auf ihr Schaf, welches fortfuhr sie zu nähren, und um die Leute besser glauben zu machen, daß sie ihre Tochter sei, gab sie ihr auch einen Hirtennamen, und nannte sie Chloe.

Diese beiden Kinder wurden in kurzer Zeit groß und erlangten eine Schönheit, die nicht von ländlicher Art war. Als der Knabe fünfzehn Jahre zählte und Chloe zwei Jahre weniger, hatten Lamon, und Dryas in einer Nacht denselben Traum. Es wurde ihnen offenbart, daß die Nymphen, dieselben welche die Grotte mit der Fontaine bewohnten, wo

Dryas die Kleine gefunden hatte, Daphnis und Chloe in die Hände eines Knaben gegeben hätten, der lebhaft und schön zum Entzücken sei, Flügel an den Schultern habe, einen kleinen Köcher mit Pfeilen trage und, nachdem er sie Beide mit demselben Pfeile berührt habe, dem Einen befehle, von nun an die Ziegen zu hüten, und der Andern die Lämmer.

Als diese Vision den Hirten das Zukünftige Loos ihrer Pfleglinge offenbarte, ärgerten sie sich daß sie zu nichts Anderem bestimmt wären, als das Vieh zu hüten. Denn bisher hatten sie geglaubt, daß die Sachen, welche sie bei ihnen gefunden hätten, ihnen besseres Glück versprächen, und hatten sie sorgfältiger ernährt, als man die Kinder der Hirten zu thun pflegt, sie hatten sie Buchstaben gelehrt und alle die ländliche Weisheit, die sie selbst besaßen.

Indessen beschlossen sie doch den Göttern zu gehorchen, da es sich um das Loos derjenigen handelte, die durch ihre Vorsehung gerettet waren, und nachdem sie einander ihre Träume mitgetheilt und in der Grotte dem kleinen Knaben mit Flügeln an den Schultern, geopfert hatten (denn seinen Namen wußten sie nicht), schickten sie Beide auf die Felder und unterwiesen sie in Allem was einem Hirten zu wissen nöthig ist: wie man die Thiere vor

Mittag weiden lassen muß, und dann wieder, wenn die Hitze vorüber ist, welche Stunde die beste ist, sie zur Tränke zu führen, und welche zum Stall, wann es nöthig ist, den Schäferstab zu gebrauchen, und wann nur die Stimme.

Die Beiden übernahmen diese Aufgabe mit eben so großem Vergnügen, als wenn man ihnen eine große Herrschaft übergeben hätte, und liebten ihre Schafe und Ziegen noch zärtlicher, als es die Gewohnheit der Hirten ist: Chloe, weil sie sich durch ein Schaf am Leben erhalten wußte, und er, weil er sich erinnerte, daß eine Ziege ihn genährt habe.

Außerdem war es gerade im Beginn des Frühlings, und alle Blumen im Walde auf Wiesen und Bergen sprießten hervor. Man hörte das Bähen der neugeborenen Lämmer, die Heerden sprangen auf den Hügeln umher, die Bienen summten im Sonnenscheine und das Gehölz erschallte von dem Gesange der Vögel.

Die Beiden, eben so jung und zärtlich, ahmten nach, was sie sahen und hörten. Wenn die Vögel im Laube zwitscherten, sangen auch sie, wenn sie die Lämmer hüpfen sahen, sprangen auch sie vor Lust umher, und wie die Bienen suchten sie Blumen, warfen sie einander in den Schooß und wanden die schönsten zu Kränzen für die Nymphen. Sie waren

immer zusammen und thaten Alles gemeinschaftlich, da sie ihre Heerden an demselben Orte weideten. Oft trieb Daphnis Chloe's Schafe, die sich zu weit von der Heerde entfernt hatten, wieder herbei, oft hielt Chloe die allzu kecken Ziegen zurück, die auf die höchsten Spitzen der steilen und zerrissenen Felsen klettern wollten; zuweilen hütete Eins allein die beiden Heerden, während das Andere sich erlustigte. Ihre Spiele waren die Spiele der Hirten und Kinder. Chloe ging am frühen Morgen aus, pflückte schlanke Binsen und machte daraus Käfige für Grillen, während welcher Zeit sie sich nicht allzu sehr um ihre Heerde sorgte. Er hatte sich indessen Schilf am See geschnitten, machte an den Gelenken Oeffnungen, klebte sie dann mit weichem Wachs zusammen und spielte sehr hübsch darauf, oft bis in die sinkende Nacht.

Zuweilen tranken sie ihre Milch und ihren Wein aus derselben Schaale und von allen Lebensmitteln, die sie aus den Hütten mitgebracht hatten, theilten sie einander mit.

Kurz, man hätte sich weniger gewundert, die Schafe sich zerstreuen und verwirren zu sehen, als Daphnis und Chloe je von einander getrennt.

Aber inmitten dieser kindlichen Spiele bereitete ihnen Amor eine Sorge.

Es war in der Umgegend eine Wölfin, die, weil sie Junge hatte, die Heerden beraubte, um ihre Wölfchen zu nähren, und deshalb hatten sich die Leute aus den umliegenden Ortschaften versammelt, und machten in der Nacht Gräben von einer Klafter Breite und vier Klaftern Tiefe und breiteten die Erde, nicht alle, aber die meiste, die sie ausgruben, weit umher aus. Denn legten sie lange dürre Stangen über die Gräben, bestreuten sie mit Laub und darüber mit der zurückbehaltenen Erde, so daß der Platz ganz eben und glatt wie vorher aussah. Aber wenn auch nur ein Hase sie im Lauf berührt hätte, würden sie zusammengebrochen sein, und man hättte gleich gesehen, daß es nicht fester Boden, sondern nur eine Falle sei.

Nachdem die Landleute nun mehrere solcher Gräben in den Bergen und der Ebene gemacht hatten, gelang es ihnen doch nicht, die Wölfin zu fangen, denn sie roch den Braten; wohl aber wurden sie Ursache, daß mehrere Ziegen und Lämmer umkamen, ja auf ein Haar Daphnis selbst.

Zwei Ziegenböcke, die eifersüchtig auf einander waren, erhitzten sich so im Kampf und stießen sich so heftig, daß die Hörner des einen zerbrachen, worüber der Enthörnte so großes Leid empfand, daß

er mit lautem Geschrei entfloh, während der Sieger ihm nachsetzte, ohne ihm Ruhe lassen zu wollen.

Daphnis, der sich ärgerte, den schönen Bock seiner Hörner beraubt zu sehen, brauste in Zorn gegen den andern auf, um so mehr, da dieser sich noch nicht einmal damit zufrieden gab jenen so häßlich verunstaltet zu haben, nahm schnell seinen Hirtenstab in die Faust und rannte hinter dem Verfolger drein. Während auf diese Weise der Ziegenbock vor den Schlägen floh und Daphnis ihn im Zorn verfolgte, sahen sie beide nicht viel auf den Weg, und alle beide fielen in einen dieser Gräben; der Ziegenbock zuerst und Daphnis hinterher, welches verhütete, daß er sich beschädigte, denn der Bock hielt seinen Sturz auf. In der Tiefe dieser Wolfsgrube wartete er, ob nicht Jemand komme, ihn herauszuziehen, und weinte. Chloe aber, welche die Begebenheit von fern gesehen hatte, lief herbei, und als sie sich überzeugt hatte, daß er am Leben sei, ging sie schnell, um einen Ochsenhirten zu Hülfe zu rufen, der in der Nähe wohnte. Der Ochsenhirt kam: er hätte gern ein Stückchen Seil gehabt es ihm zu reichen, aber er konnte keins in der Nähe finden. Endlich kam Chloe darauf, das Band zu lösen, welches durch ihr Haar geschlungen war, und es dem Ochsenhirten zu geben. Dieser warf Daphnis das

eine Ende zu, während er mit Chloe das andere hielt, und indem Daphnis sich durch Klettern so gut als möglich half, gelang es ihnen, trotz des schwachen Bandes, ihn endlich aus der Falle zu befreien. Nachdem sie dann auch den Ziegenbock, der sich im Fall beide Hörner zerbrochen hatte (so schnell war der Besiegte gerächt) herausgezogen hatten, schenkten sie ihn dem Ochsenhirten zur Belohnung und beschlossen, wenn man sie fragte, zu Hause zu sagen, der Wolf habe ihn geholt.

Als sie zu ihren Heerden zurückgekehrt waren und gefunden hatten, daß Ziegen und Schafe friedlich und in guter Ordnung weideten, setzten sie sich am Fuß der großen Eiche nieder und untersuchten, ob Daphnis nicht etwa von seinem Fall verwundet sei. Es war an seinem ganzen Körper weder eine Spur von Blut noch von einer Wunde; wohl aber Erde und Laubwerk zwischen seinem Haar und Kleidern. Sie beschlossen, also daß er hingehen solle, sich zu waschen, damit Myrtale und Lamon nichts merkten. Als er mit Chloe zur Grotte der Nymphen gekommen war, gab er ihr seine Hirtentasche und seinen Mantel zur Verwahrung, und kniete am Rande der Fontaine nieder, um sich das Haar und den Körper zu baden.

Sein Haar war schwarz wie Ebenholz, und fiel

auf seinen Nacken nieder, der von der Sonne gebräunt war; man hätte glauben können, ihr Schatten verdunkele ihn noch. Chloe betrachtete ihn, und da ihr Daphnis plötzlich sehr schön erschien und ihr das bis dahin noch nie zum Bewußtsein gekommen war, bildete sie sich ein, das Bad gebe ihm diese Schönheit. Sie wusch ihm den Rücken und die Schultern, und indem sie es that, kam ihr seine Haut so weich und fein vor, daß sie einmal, ohne daß er es sah, sich selbst anfühlte, um zu vergleichen, wer wohl von ihnen den zarteren Körper habe.

Als es dann spät geworden war, und die Sonne schon nieder, führten sie ihre Heerden in die Babie, und von da an hatte Chloe immer den Wunsch, Daphnis wieder so schön zu sehen.

Andern Tags auf der Weide saß Daphnis wie gewöhnlich unter der Eiche, spielte auf seiner Flöte, und ließ seine Ziegen sich lagern, die an der sanften Melodie auch Vergnügen zu haben schienen. Chloe saß neben ihm und sah ihre Schafe weiden, aber öfter noch sah sie Daphnis an, wie er die Syrinx spielte, und da sie ihn auch jetzt schön fand, glaubte sie, es sei die Musik, die ihn so erscheinen lasse. Sie nahm nach ihm die Flöte und spielte, um eben so schön zu werden als er.

Am Abend in ihre Wohnung zurückgekehrt, mußte

sie an Daphnis denken, und dieses Denken an ihn war der Anfang der Liebe.

Bald hatte sie weder Erinnerung noch Sorge um irgend etwas, als um Daphnis, und sprach von nichts Anderem als von ihm. Was sie empfand, sie hätte nicht sagen können, was es sei, die einfache Hirtin vom Felde, die noch nie in ihrem Leben den Namen des Eros gehört hatte. Ihre Seele war bedrückt, und ohne daß sie es verhindern konnte füllten sich ihre Augen mit Thränen. Sie brachte die Tage zu, ohne Nahrung zu nehmen, die Nächte ohne Schlaf: sie lachte bald, und dann weinte sie, schlummerte ein und schreckte wieder auf, sie erbleichte, und einen Augenblick später war ihr Antlitz wie mit Gluth übergossen. Dann und wann fiel sie in süße Träumerei und sprach, seltsam bewegt, zu sich allein: „Ich bin krank, und kenne mein Uebel nicht. Ich leide, und habe keine Wunde. Ich bin traurig, und habe doch keins meiner Lämmer verloren. Ich glühe, während ich in dichtem Schatten sitze. Wie oft haben mich die Dornen gerissen, und ich habe nicht geweint. Wie oft haben mich die Bienen mit ihrem Stachel verwundet, und immer war ich bald geheilt. Was mich dieses Mal in's Herz getroffen hat, muß schlimmer sein als alles das. Daphnis ist schön, aber er ist es nicht allein. Seine Wangen

sind roth, aber das sind auch die Blumen; er singt, das thun auch die Vögel und doch, wenn ich die Blumen gesehen oder die Vögel; gehört habe, denke ich nachher nicht mehr daran. Ach, warum bin ich nicht seine Flöte, um seine Lippen zu berühren! Warum bin ich nicht sein kleines Ziegenlamm, damit er mich in seine Arme nehme! O böse Quelle, die ihn so schön gemacht hat, kannst Du mich nicht auch verschönern? Nymphen, wollt Ihr mich sterben lassen, mich, die hier neben Euch geboren wurde und lebte? Wer wird Euch nachher Kränze und Sträuße bringen, wer wird auf meine armen Lämmer Acht haben und auf Dich, meine niedliche Grille, die ich mit so vieler Mühe gefangen habe? Ach, was hilft es jetzt, wenn Du auch am heißen Mittag singst! Deine Stimme kann mich unter den Gewölben dieser Grotte nicht mehr einschläfern, Daphnis hat mir den Schlaf genommen."

So sprach und seufzte das arme Kind und bemühte sich zu erklären, was sie beunruhige, während sie doch den Namen der Liebe nicht finden konnte.

Aber Dorkon, dieser Ochsenhirt, der Daphnis und den Ziegenbock aus dem Graben gezogen hatte, ein junger Bursche, welchem der erste Flaum zu sprossen begann, war seit jener Begegnung für Chloe

entbrannt, wurde von Tag zu Tag heftiger für sie eingenommen, und hatte die Absicht, da Daphnis ihm ein Kind schien, das gar nicht in Betracht komme, Alles zu versuchen, sei es durch Geschenke, sei es durch List oder Gewalt, zum Ziel zu gelangen; denn er war sehr wohl unterrichtet über den Namen und das Thun der Liebe.

Seine Geschenke bestanden zuerst in einer schönen Flöte an Daphnis, deren Pfeifen, anstatt mit Wachs, mit Erz verbunden waren; dem Mägdlein gab er ein ganz weiß geflecktes Rehfell, um es über die Schultern zu hängen. Nachdem er auf diese Weise glaubte sich Beide zu Freunden gemacht zu haben, fing er an Daphnis zu vernachlässigen, brachte aber Chloe jeden Tag etwas: bald frische Käse, bald reife Früchte, bald Kränze von seltenen Blumen, und bald Vögel, die er aus dem Neste nahm; einmal sogar gab er ihr eine Trinkschale die an den Rändern vergoldet war, und ein anderes Mal ein junges Hirschkalb das er für sie aus dem Gebirge mitgebracht hatte.

Chloe, die vollkommen unschuldig war und keine Ahnung davon hatte, daß alle diese Geschenke verliebte Bestechungen seien, nahm sie gern und zeigte große Freude darüber, aber ihr eigent-

liches Vergnügen bestand darin, etwas zu haben, das sie Daphnis geben könne.

Doch eines Tages geriethen Daphnis und Dorkon in Zwist. Sie stritten sich in Chloe's Gegenwart, die entscheiden sollte, wer von ihnen der schönste sei; und ein Kuß von ihr war dem Sieger als Preis bestimmt. Darkon sagte: „Ich bin größer als er. Ich hüte die Ochsen, er die Ziegen, und so viel die Ochsen mehr werth sind als die Ziegen, so viel mehr gilt ein Ochsenhirt als ein Ziegenhirt. Ich bin weiß wie Milch, blond wie reifes Getreide und frisch wie das Laubwerk im Frühling. Auch war es meine Mutter, und nicht irgend ein Thier, die mich als Kind genährt hat. Er ist klein, schmächtig, hat so wenig Bart wie ein Mädchen, und den Körper so schwarz wie eine Wolfshaut. Er lebt mit Ziegenböcken, das ist nicht, um gut zu riechen. Und dann — ein Ziegenhirt, so ein armer Schlucker, der nicht einmal so viel hat um einen Hund zu ernähren! Man sagt, er habe an einer Ziege gesogen, meiner Treu, ich glaube es; darum ist es auch kein Wunder, daß er aussieht wie ein Böcklein.

So redete Dorkon, und Daphnis erwiderte: „Ja eine Ziege hat mich genährt, so gut wie den Zeus. Ich hüte die Ziegen und halte sie in besserem Zustande, als jemals die Ochsen von Diesem da sein werden.

Ich führe die Ziegenböcke auf die Weide, und habe doch nichts von ihrem Geruch; eben so wenig als Pan, der doch mehr vom Ziegenbock an sich hat, als von anderer Natur. Um zu leben, begnüge ich mich mit Milch, mit Käse, mit grobem Brode und mit süßem Kräuterwein, das sind Speisen und Getränke für Hirten wie wir, und wenn ich sie mit Dir theile, Chloe, so ist es mir einerlei, was die Reichen essen. Ich habe keinen Bart, Bacchus auch nicht, ich bin braun, Hyacinth ist schwarz, und eben so gut als Bacchus mehr gilt als die Satyrn, zieht man die Hyacinthe der Lilie vor. Dieser da ist braunroth wie ein Fuchs, weiß wie ein Mädchen aus der Stadt, und hat einen Bart so lang wie ein Ziegenbock. Wenn Du mich küssest, Chloe, so küssest Du meinen Mund, wenn ihn, nur die Stacheln, die ihm auf der Lippe wachsen. Und vergiß nicht, Hirtin, daß auch Dir ein Schaf seine Milch gab, und daß Du dennoch schön bist."

Bei diesem Wort konnte Chloe ihn nicht vollenden lassen; theils weil es ihr Vergnügen machte, sich loben zu hören, theils weil sie seit lange Lust fühlte, ihn zu küssen. Sie sprang auf die Füße und gab ihm in einer ganz einfachen und hübschen Art, den Preis. Es war gewiß ein unschuldiger und

kunstloser Kuß, aber genug, ein so junges Herz in Unruhe zu versetzen.

Dorkon, als er sich besiegt sah, floh in den Wald, um seinen Aerger und seine Scham zu verbergen, und sann auf andere Mittel. Daphnis aber war zu Muthe, als ob er nicht einen Kuß von Chloe, sondern einen vergifteten Stich empfangen hätte. Er wurde plötzlich traurig und schauderte oftmals, das Herz schlug ihm, er erbleichte wenn er Chloe ansah, und wurde gleich darauf glühend roth. Zum ersten Male bewunderte er jetzt ihr goldblondes Haar, die Sanftmuth ihrer Augen und die Frische ihrer Haut, die weißer war als der Rahm auf der Milch ihrer Schafe. Man hätte glauben mögen, daß er erst jetzt Augen bekommen habe, und bis dahin blind gewesen sei. Er nahm nur noch Nahrung, um davon zu kosten, Getränke, um seine Lippen zu benetzen. Er wurde nachdenklich, schweigsam, er, sonst geschwätziger als die Grillen; er saß immer still, unbeweglich, und pflegte doch sonst munterer umherzuspringen, als seine Ziegen. Die Heerde war vergessen, seine Flöte lag stumm am Boden, er senkte den Kopf wie eine Blume, die sich auf ihren Stengel neigt, er verdorrte wie das Gras in der heißen Jahreszeit, und hatte keine Freude mehr, als wenn er von ihr, oder mit ihr sprechen konnte.

„Was hat mir Chloe's Kuß nur angethan?" klagte er oft, wenn er allein war. „Ihre Lippen sind zarter als Rosenblätter, ihr Mund süßer als Honig, warum schmerzt seine Berührung mehr als der Stich einer Biene? Ich habe oft meine Ziegen geküßt, ihre Lämmer, wenn sie eben erst geboren waren und auch das kleine Hirschkalb, das Dorkon ihr mitgebracht hat; aber mit diesem Kuß ist es eine ganz andere Sache. Der Puls klopft mir davon, das Herz zittert mir, meine Seele verschmachtet, und doch wünsche ich, daß er sich wiederholen möchte. O schlimmer Sieg! Seltsame Krankheit, von der ich den Namen nicht kenne! Hatten Chloe's Lippen Gift berührt, ehe sie mich küßte? Aber warum ist sie nicht daran gestorben?

„Wie die Lerchen singen, und meine Flöte so stumm ist. Wie die Blumen in ihrer Pracht stehen, und ich sie nicht pflücken mag. Veilchen und Maiglöckchen blühen, während ich mich verzehre; und Dorkon wird bald schöner sein als ich."

So grämte sich der arme Daphnis und litt gleich allen Denen, welche zuerst der Pfeil des Eros berührt.

Aber Dorkon, dieser Bube, dieser verliebte Ochsenhirt, der den Dryas schon von der Zeit her kannte, wo er noch das Vieh hütete, nahm den

Moment wahr, wo dieser einen Rebenschößling pflanzte, und trat ihn mit frischem Käse und hochzeitlichen Wünschen an, ging dann auf ihre alte Bekanntschaft über, kommt geschickt auf die Heirathsangelegenheiten der Chloe, sagt, daß er sie zur Frau nehmen will, und verspricht ihm die schönsten Geschenke, da er als Ochsenhirt hübsch was zu leben habe. Er redet von einem Joch Stiere zur Feldarbeit, von vier Bienenkörben, fünfzig Stämmen Apfelbäumen, von einer Ochsenhaut, um Sohlen daraus zu schneiden, jedes Jahr einer Kuh, die bald kalbt, die er ihm geben würde, so daß Dryas, von seiner Freundschaft gerührt und von seinen Versprechungen angelockt, nahe daran war, in die Heirath zu willigen.

Aber als ihm später einfiel, daß Chloe vielleicht für eine viel reichere Partie geboren sei, kam ihm die Furcht, daß, wenn ihre Eltern sie einst wiedererkannt hätten und erführen, daß die Gier nach solchen Geschenken ihn veranlaßt hätte, sie so niedrig zu verheirathen, ihn vielleicht aufhängen würden. Er nahm alle Versprechungen wieder zurück und bat Dorkon deswegen um Verzeihung.

Als Dorkon sah, daß er zum zweiten Male um seine Hoffnung geprellt war, und noch obendrein für nichts seine guten, fetten Käse hingegeben hatte,

entbrannte er in Zorn, und beschloß, das erste Mal wo er Chloe allein träfe, weil er keinen andern Ausweg sah, List oder Gewalt zu gebrauchen.

Da er bemerkt hatte, daß Chloe und Daphnis ihre Thiere nach einander zur Tränke führten, sie den einen, er den andern Tag, sann sich Dorkon, gerieben wie er war, Folgendes aus:

Er nahm das Fell eines großen Wolfes, den einer seiner Stiere, die Kühe vertheidigend, mit seinen Hörnern getödtet hatte, und hing es sich so über den Rücken, daß die Vordertatzen ihm Arme und Hände bedeckten, während die Hintertatzen ihm bis auf die Fersen herabhingen und der zottige Kopf ihm das Gesicht versteckte, wie das Visir den Kriegsmann.

Da er sich auf diese Weise so gut zum Wolf gemacht hatte, als es gehen wollte, ging er direct zur Quelle, wo die Ziegen und Schafe tranken, nachdem sie geweidet hatten.

Die Fontaine sprudelte in einem engen Thale, und außerdem war der Ort so dicht mit Dornen, Disteln und Wachholdern bewachsen, daß ein wahrhaftiger Wolf sich sehr leicht dort hätte verstecken können.

Dorkon verkroch sich unter den Dornen, um die Stunde zu erwarten, wo das Vieh zur Tränke

käme, und in bester Hoffnung, daß er Chloe unter dieser Form erschrecken und sich ihrer bemächtigen könne.

Gleich darauf kam sie. Sie führte allein die beiden Heerden zur Tränke, und hatte es Daphnis überlassen, indessen das zarteste Laub für die Thiere zur Abendfutterung zu schneiden. Die Hunde, welche ihr halfen das Vieh zu hüten, folgten ihr, und da diese, umherjagend, die Nase gewöhnlich überall haben, so merkten sie es gleich, wie Dorkon sich bewegte, um das Mädchen zu necken. Sie fingen an zu bellen, umkreisten ihn, stürzten sich auf ihn wie auf einen Wolf, so daß er vor Furcht nicht einmal wagte sich auf die Füße zu stellen, dann fielen sie voll Wuth die Wolfshaut an und zeigten grimmig ihre Zähne.

Dorkon, voller Beschämung erkannt zu sein, und einige Zeit durch die Wolfshaut geschützt, hielt sich im Dickicht gegen den Erdhügel verschanzt, ohne ein Wort zu sagen, als aber Chloe, in die Höhe sehend, Ohren und ein zottiges Fell bemerkte, rief sie ganz erschrocken Daphnis zu Hülfe.

Er kam, und als sie mit ihrem gewohnten Pfiff die Hunde beruhigt hatten, führten sie den unglücklichen Dorkon, der am Bein und den Schultern gebissen war, zur Quelle, wuschen ihm, wo die Zähne

eingedrungen waren die Wunden aus und legten ihm gekaute Ulmenrinde auf.

Dabei waren Beide so wenig schlau und so wenig bekannt mit den Wagnissen der Liebe, daß sie glaubten, diese Verkleidung Dorkon's mit der Wolfshaut sei ein bloßes Spiel zur Belustigung gewesen. Deshalb erzürnten sie sich auch nicht im Geringsten gegen ihn, sondern sprachen ihm Muth ein und begleiteten ihn ein Stückchen Wegs, indem sie ihn an der Hand führten.

Also ging Dorkon, dessen Person in so großer Gefahr geschwebt hatte, und den man, nicht aus dem Wolfsrachen, wie man gewöhnlich sagt, sondern aus jenem der Hunde gerettet hatte, demüthig nach Hause, um die Wunden zu verbinden, die er an jeder Stelle des Körpers hatte.

Daphnis und Chloe beeilten sich indessen, vor der Nacht ihre Ziegen und Schafe wieder zusammen zu suchen, welche, durch die Wolfshaut erschreckt, durch das wüthende Gebell der Hunde beängstigt, die einen auf die höchsten Felsspitzen geklettert, die anderen bis an das Meeresufer gelaufen waren. Sonst gewohnt, der Stimme ihres Hirten zu folgen, sich beim Tone des Flageolets zu ordnen und sich zu lagern, wenn sie blos in die Hände klatschten, hatte sie jetzt die Furcht Alles vergessen lassen, und

nachdem Daphnis und Chloe ihre Spur so mühsam verfolgt, als wären sie Hasen, und sie endlich wieder zusammengefunden hatten, brachten sie sie unter Dach und suchten dann ihre eigne Lagerstätte, wo sie endlich wieder eine Nacht guten Schlafs fanden.

Die Arbeit, welche sie gehabt hatten, war ihnen ein Heilmittel gegen das Unbehagen der Liebe gewesen, aber als der Tag wiederkam, fühlten sie dasselbe wie zuvor: Freude, einander wieder zu sehen, Kummer, sich zu trennen, immerdar Sehnsucht und ein Leiden, dessen Namen sie nicht zu nennen wußten.

Aber schlimmer wurde es noch in der neuen Jahreszeit. Der Frühling war vorüber, und der Sommer gekommen. Alles stand in Fülle, schon zeigten die Bäume ihre Früchte, das Getreide seine Aehren, der Reichthum der Felder war prächtig, die würzige Luft lieblich zu athmen; die Ströme flossen langsam und geräuschlos, als wären sie eingeschlafen, die Winde klagten wie Flöten durch die Pinienstämme. Und über alledem schien die Sonne so glänzend, als wäre sie in die Schönheit verliebt.

Daphnis warf sich in die Flüsse, bald sich mit der kühlen Fluth übergießend, bald nach den Fischen haschend, die aus seiner Hand in die klare Welle glitten; oft auch trank er gierig von dem Wasser,

als ob er damit das Feuer löschen könnte, welches in ihm brannte.

Chloe, nachdem sie ihre Schafe und zum größten Theil auch die Ziegen des Daphnis gemolken, und viele Mühe gehabt hatte die Fliegen zu verjagen, die sie belästigten und selbst stachen, wusch sich dann das Gesicht, bekränzte sich mit dem zartesten Tannengrün, schmückte sich mit dem weißgefleckten Rehfell und füllte eine Schaale mit Wein unter Milch gemischt, um mit Daphnis zu trinken. Als sie ihm so entgegen trat, glaubte er eine der Nymphen aus der Grotte zu sehen, und lief ihr voll Entzücken entgegen. Dann warfen sie einander Blumen zu, bekränzten sich, und flochten Eines dem Andern das Haar. Chloe sagte, Daphnis' Haar gleiche den Körnern der Myrte, weil es schwarz war, während Daphnis das Antlitz seiner Chloe mit einem schönen Apfel verglich, so weiß und roth.

Eines Tages lehrte er sie auf der Flöte spielen, und als sie kaum angefangen hatte hinein zu blasen, nahm er sie ihr fort, und durchlief mit seinem Munde alle Oeffnungen von einem Ende zum andern, indem er sich den Anschein gab, als wollte er ihr zeigen, wo sie gefehlt habe; in Wahrheit aber, um sie halb zu küssen, indem er die Flöte an den Stellen küßte, welche ihr Mund berührt hatte.

Als er dann, trotz der vollen Mittagshitze, ganz vergnüglich spielte, während die Heerden im Schatten lagerten, schlief Chloe unversehens ein, und als Daphnis es bemerkte, hatte er keine Scheu mehr, sie anzusehen, sonden legte seine Flöte fort, und betrachtete mit unersättlichen Blicken die ganze Gestalt, während er leise murmelte: „O, wie diese Augen schlummern! Wie dieser Mund athmet! Nicht Aepfel, nicht Weißdorn in Blüthe hauchen so süßen Duft aus. Und doch wage ich nicht sie zu berühren, denn ihr Kuß verwundet das Herz, und treibt, wie junger Honig, zum Wahnsinn. Dann habe ich auch Furcht, sie aufzuwecken. Ihr bösen Grillen, — sie werden sie nicht schlafen lassen, so laut schreien sie. Und diese Ziegenböcke hören heute nicht auf, sich mit ihren Hörnern zu stoßen. Wölfe, kommt doch und zerreißt sie!“

Als er so dachte, kam eine Grille, die von einer Schwalbe verfolgt wurde, und flüchtete sich auf's Gerathewohl in Chloe's Busen, wo die Schwalbe sie nicht fangen konnte, aber auch ihren Flug nicht einhalten, ohne mit den Flügeln Chloe's Gesicht zu berühren, wovon diese plötzlich aufwachte und aufschrie, weil sie nicht wußte, was es sei. Aber als sie die Schwalbe um sich herumflattern sah, und Daphnis über ihre Furcht lachte, beruhigte sie sich

und rieb die Augenlider, die Lust hatten, sich wieder zu senken. Doch als die Grille an der Brust der hübschen Schläferin anfing zu singen, als wollte sie von diesem Versteck aus für ihre Rettung danken, begann Chloe erschrocken von Neuem aufzuschreien, während Daphnis noch mehr lachte und das niedliche Thierchen herausnahm, das noch immer nicht schweigen wollte, obwohl er es in der Hand hielt. Es ergötzte Chloe, sie zu sehen und nachdem sie die Cicade geküßt hatte, ließ sie die immer Singende wieder in ihren Busen gleiten.

Ein anderes Mal hörten sie eine Holztaube im nächsten Gebüsch, deren Gegirr Chloe Vergnügen machte, und sie fragte Daphnis, was ihr Gesang bedeute. Er erzählte ihr die Sage: „Es war eine Jungfrau, Jungfrau so schön und reizend und in der Blüthe der Jahre wie Du. Sie hütete die Kühe und sang sehr hübsch; wie liebten die Kühe aber auch ihren Gesang! Sie regierte sie allein mit der Stimme, nie gab sie ihnen einen Schlag mit dem Hirtenstabe oder gebrauchte den Stachel; die Stirn mit Laub bekränzt, saß sie unter den Pinien, sang vom Pan und der Pitys, und ihre Kühe hörten es so gern, daß sie sich nicht von ihr entfernten. Nicht weit von da hütete ein junger Bursche seine Ochsen, ebenfalls schön und gesanges=

kundig, der sie durch List zu betrügen beschloß. Er begann wie sie zu singen, mit stärkerer Stimme, da er ein Mann, und eben so zart, da er jung war, so daß es ihm wirklich gelingt, acht ihrer schönsten Rinder in das Gebüsch zu locken und mit sich fortzuführen. Die Aermste, eben so traurig darüber, ihre Heerde der schönsten Kühe beraubt, als sich im Gesange überwunden zu sehen, bittet die Götter, sie lieber in einen Vogel zu verwandeln, als sie so nach Hause zurückkehren zu lassen. Die Götter erhörten ihre Bitte und verwandelten sie in einen Bergvogel, der noch heute wie eine Jungfrau singt und klagt, als suche er die verirrten Kühe."

Das waren die Vergnügungen, die ihnen der Sommer brachte. Aber als der Herbst kam, die Zeit, wo die Traube blaute und reifte, kamen Seeräuber aus Tyrus, die sich auf ein karische Yacht gesetzt hatten, so daß man nicht denken konnte, es seien Barbaren. Sie landeten, mit Brustschilden und Schwertern bewaffnet, an dieser Küste, um zu rauben, was sie finden konnten: Duftenden Wein, Getreide, Scheibenhonig, und führten selbst einige Stiere und Kühe des Dorkon fort. Hier und dort umherstreifend, fanden sie eines Morgens Daphnis an der Meeresküste allein, denn Chloe, welche als schutzloses Mädchen die rohen Hirten fürchtete, die

ihr im tollen Scherz leicht ein Unbill hätten anthun können, verließ nicht so früh ihre Hütte und führte die Schafe des Dryas erst zu späterer Stunde auf die Weide.

Sobald die Seeräuber den großen schönen Knaben sahen, der für sie von weit höherem Werth war als Alles, was sie auf den Feldern rauben konnten, ließen sie sogleich ab, die Ziegen zu verfolgen, und schleppten ihn, der sich nicht wehren konnte und nichts Anderes zu thun wußte, als mit lauter Stimme nach Chloe zu schreien, mit Gewalt in ihr Schiff.

Kaum hatten sie dies von Neuem bestiegen und die Hände an die Ruder gelegt, als Chloe kam, um Daphnis eine neue Flöte zu bringen. Aber als sie seine Ziegen zerstreut umher irren sah, und seine Stimme erkannte, die lauter und lauter ihren Namen rief, warf sie die Syrinx fort, ließ die Heerde, wo sie war, und lief zu Dorkon, um ihn zu Hülfe zu rufen.

Doch sie fand ihn zu Boden gestreckt und von Säbelhieben, die ihm die Briganten gegeben hatten, so zugerichtet, daß er nach dem großen Blutverlust kaum noch athmete. Als er Chloe sah, belebte ihn die Erinnerung an seine Liebe wieder.

„Chloe, meine Liebe,“ sagte er, „ich muß gleich sterben. Ich habe meine Ochsen vertheidigen wollen,

und diese schändlichen Räuber haben mich verwundet, wie Du wohl siehst. Aber Du, Chloe, rette Daphnis, räche mich, hilf sie verderben. Ich habe meine Kühe und Rinder daran gewöhnt, meiner Flöte zu folgen, und so weit sie auch entfernt sein mögen, sie kommen herbei, sobald sie ihren Ton hören. Nimm sie, gehe an's Ufer des Meeres, spiele die Melodie, die ich Daphnis lehrte und er Dich. Während der Zeit laß meine Flöte und meine Kühe auf dem Schiffe nur ihre Sache machen. Ich gebe sie Dir, diese Flöte, und dafür bitte ich Dich nur — küsse mich, ehe ich sterbe, beweine mich, wenn ich todt bin, und wenn Du auf dem Felde einen Ochsenhirten siehst, erinnere Dich meiner."

Als Dorkon diese Worte vollendet, und den letzten Kuß von ihr empfangen hatte, ließ er mit dem Kuß zugleich die Stimme und das Leben auf ihren Lippen.

Chloe nahm die Flöte, lief an's Ufer, setzte sie an den Mund und ließ sie erklingen, so laut sie konnte. Die Kühe und Stiere auf dem Schiffe, welche sogleich den Laut der Flöte und die Melodie erkannten, warfen sich mit einem Satz brüllend in's Meer, und da sie ihren Sprung alle von demselben Bord nahmen, öffnete sich das Meer bei

ihrem Fall, und als die Wasserwoge sich schloß, verschlang sie das Schiff mit Allem, was darauf war.

Die Leute, welche in das Meer geschleudert waren, kamen bald wieder an die Oberfläche, aber nicht alle mit derselben Hoffnung auf Rettung; denn die Seeräuber hatten ihre Schwerter an der Seite, ihre Brustharnische um, ihre Schienen an den Beinen, während Daphnis barfuß war, wie Jemand, der seine Heerde in der Ebene weidet, und fast nackt, da es noch sehr heiß war. Jene also, nachdem sie einige Zeit zu schwimmen versucht hatten, wurden durch die Schwere ihrer Waffen in die Tiefe gezogen und ertranken, während Daphnis die wenigen Kleider, die er trug, bald abgeworfen hatte. Indessen verließ ihn doch die Kraft, da er nur gewohnt war im Fluß zu schwimmen; die Nothwendigkeit aber gab ihm Rath. Er schwamm zwischen zwei der Stiere, faßte sie mit beiden Händen an den Hörnern und wurde von ihnen so mühelos dahingetragen, als lenkte er einen Karren. Denn das Rind schwimmt viel länger und viel besser als der Mensch, und kein Thier in der Welt übertrifft es darin, es sei denn ein Wasservogel oder ein Fisch, so daß, wenn nicht zuweilen das Wasser ihre Hufe erweichte, nie ein Stier oder eine Kuh ertrinken würden, wovon mehrere Stellen des Meeres Zeugniß

geben, die bis heute den Namen Bosporus führen, das heißt: Uebergang der Stiere.

Auf diese Weise wurde Daphnis gegen alle Erwartung aus zwei großen Gefahren errettet; er ertrank weder, noch wurde er gefangen.

An's Land gekommen, wo Chloe stand und zugleich weinte und lachte, warf er sich in ihre Arme, bestürmte sie mit Fragen, und Chloe erzählte ihm Alles: daß sie gelaufen sei, um Dorkon zu rufen, daß seine Rinder gewohnt wären, auf den Ton seiner Flöte zu kommen, daß er ihr geheißen hätte, diese Melodie zu spielen, und daß er todt sei. Nur daß sie ihn geküßt habe, vergaß sie zu sagen.

Darauf beschlossen sie Beide das Andenken dessen zu feiern, der ihnen so viel Gutes gethan hatte, und gingen mit seinen Verwandten und Freunden hin, um den Leib des armen Dorkon zu begraben.

Sie häuften viel Erde auf das Grab, pflanzten rings umher unfruchtbare Bäume, hingen von dem Gewinn ihrer Felder daran auf, gossen Milch auf sein Grab, drückten Trauben aus und zerbrachen Syringen. Man hörte seine Kühe jämmerlich brüllen und röhren, und sah sie hin und her laufen wie verirrtes Vieh was die Schäfer und Ochsenhirten für Trauer erklärten, welche die armen Thiere um den Hintritt ihres Herrn fühlten.

Als auf diese Weise die Leichenfeier des Dorkon beendet war, führte Chloe Daphnis zur Quelle der Nymphen, wo sie ihn wusch, und als sie selbst ihren weißen, tadellosen Körper gebadet hatte, pflückten sie zusammen von den Blumen, welche die Jahreszeit brachte, wanden Kränze für die Nymphen und befestigten die Flöte des Dorkon als Opfergabe am Eingang der Grotte. Dann kehrten sie zu ihren Ziegen und Schafen zurück, die sie alle an der Erde gelagert fanden, ohne zu weiden oder zu blöken, um der Langenweile und des Kummers willen, daß sie weder Daphnis noch Chloe sahen, wie man sich wohl denken kann. Aber sobald sie dieselben erblickten und Daphnis und Chloe sie wie gewöhnlich riefen und auf dem Flageolet spielten, erhoben sie sich sogleich; die Schafe fingen an zu weiden, die Ziegen umherzuspringen und zu meckern, als wollten sie die Rückkehr ihrer Hirten feiern.

Aber wie es auch darum sein mochte, Daphnis konnte sich seines Lebens nicht freuen, seit er Chloe an der Quelle so schön gesehen hatte, wie sie ihn. Er fühlte sich im Herzen krank, als hätte er ein Gift genommen, das ihn heimlich verzehre. Einmal war sein Athem stark und fieberisch, als verfolge ihn ein Feind; dann wieder schwach und matt, als fehle ihm plötzlich Kraft und Luft; die Quelle der Nym-

phen erschien ihm furchtbarer als das Meer, dem er entronnen war. Mit einem Wort, es war ihm zu Muthe, als ob seine Seele noch unter den Räubern wäre, so viel Qual hatte der junge Hirtenknabe, der noch nicht wußte, was sie sagen will, die Brigandage der Liebe.

Zweites Buch.

Als der Herbst in seiner Fülle war, und die Zeit der Weinlese kam, war Jeder auf dem Felde bedacht, seine Vorbereitungen zu treffen. Die Einen besserten die Kelter aus, die Anderen reinigten die Tröge, Diese schliffen ihre Rebenmesser, Jene flochten Körbe, Andere setzten den Mühlstein in Bereitschaft die zerdrückten Trauben zu pressen, wieder Andere schlugen trockene Weiden bis die Rinde sich ablöste, damit sie ihnen als Fackeln dienten, wenn sie den Most in der Nacht heimtrügen.

Auch Daphnis und Chloe hörten einige Tage auf, ihre Heerden hinauszuführen, um diesen Arbeiten ihre Hände und ihren Fleiß zu leihen. Daphnis holte die Trauben in Körben, zertrat sie in der Weinbütte und half dann die Krüge füllen; Chloe ihrerseits half das Essen für die Winzer bereiten, und

reichte ihnen Wein vom letzten Jahre, auch pflückte sie Trauben, so weit sie dieselben erreichen konnte. Denn die Weinstöcke auf Lesbos sind meistentheils niedrig, wenigstens steigen sie nicht zu sehr hohen Bäumen empor, und die Ranken hängen bis zur Erde nieder, wo sie sich oft wie Epheu hinziehen, so daß ein Kind, das, wie man zu sagen pflegt, aus den Windeln wäre, die Trauben erreichen könnte.

Wie es bei diesen Bacchusfesten Sitte ist, hatte man von den benachbarten Feldern eine Menge Frauen und Mädchen zur Weinlese gerufen, die alle ihre Augen auf Daphnis warfen und ihn lobten, indem sie sagten, er sei schöner als Dionysos. Ja, eine sogar, munterer als die anderen, küßte ihn, und wie sie in Daphnis flüchtige Sehnsucht erregte, betrübte sie Chloe.

Die Winzer in den Keltern und Pressen andererseits warfen Chloe hie und da ein Schmeichelwort zu und wenn sie die Winzerin sahen, wurden sie unruhig, wie Satyrn beim Anblick einer Bacchantin. Ja, sie sagten, daß sie mit großem Vergnügen Geißböcke werden möchten, um von einer solchen Schäferin gehütet zu werden, was Chloe Vergnügen machte, aber Daphnis wiederum verdroß. So daß der Eine wie die Andere wünschten, daß die Weinlese

vorüber wäre, damit sie in gewohnter Weise zu ihren Feldern zurückkehren könnten, und anstatt des Lärmens und Schreiens dieser Winzer wieder die sanften Klänge ihrer Flöten und das Blöken ihrer Heerden hörten.

Nach einigen Tagen war Alles vollendet, die Trauben gepflückt, die Beeren ausgetreten, der Wein in den Bütten, so daß es nicht mehr nöthig war, so viele Leute von ihrer Arbeit abzuhalten. So trieben auch Daphnis und Chloe von Neuem ihre Heerden aus, brachten den Nymphen, als Erstlinge der Weinlese, mächtige Trauben, die noch an der Rebe hingen, und ehrten sie, was zu thun sie auch früher nie faul gewesen waren. Denn am Morgen, wenn ihre Heerden anfingen zu weiden, kamen sie zuerst die Nymphen zu grüßen, und Abends, ehe sie heimgingen, sie anzubeten, und immer brachten sie eine Gabe; bald Früchte, grüne Zweige oder ein Opfer an Milch, wofür die Göttinnen sie später reichlich belohnten.

Aber für jetzt tollten sie wie zwei junge Windspiele, sie sprangen, sie flöteten, sie sangen und kämpften gegen einander mit ihren Ziegenböcken um die Wette.

Als sie sich so belustigten, kam ein Greis, angethan mit einem Bocksfell, hölzernen Sohlen an den

Füßen, und einen Quersack, der eben so alt aussah, als er selbst. Der Greis setzte sich zu ihnen. und sagte: „Meine Kinder, ich bin der gute Alte, Philetas genannt, der früher den Nymphen manches Lied gesungen hat, und manches Mal vor dem Pan, dessen Bildniß hier unter der Fichte steht, auf der Flöte gespielt, der große Rinderheerden leitete, und jetzt kommt, um Euch zu offenbaren, was er gesehen und gehört hat.

„Ich habe einen schönen Garten, den ich mit meinen eigenen Händen angelegt, bepflanzt, begossen und herausgeputzt habe, als ich meines Alters wegen aufhören mußte, das Vieh zu hüten. Immer giebt es in diesem Garten, was die Jahreszeit bietet; im Frühling Rosen, Maiblumen, einfache und doppelte Veilchen, im Sommer Mohn, Birnen und Aepfel von verschiedenen Arten; jetzt, wo es Herbst ist, Trauben, Feigen, Granaten und grüne Myrten. Jeden Morgen kommen große Flüge von Vögeln; die einen, um zu naschen, die anderen, um dort zu singen, denn er ist sehr schattig, von drei Quellen bewässert, und so dicht mit Bäumen umhegt, daß, wenn man die Umzäuunng wegnehmen wollte, man glauben würde einen Hain zu sehen.

„Heute, ungefähr um Mittag, sah ich dort unter meinen Myrten und Granaten einen kleinen Buben,

weiß wie Milch, roth wie Morgenlicht, goldlockig wie leichte Flammen, fein und hübsch, als ob er eben erst gebadet wäre. In seinen Händen hielt er einen Granatapfel und Myrtenkörner. Er war ganz nackt, ganz allein, und belustigte sich damit, von meinen Früchten zu brechen, als ob der Garten ihm gehöre. Da er übermüthig umherhüpfte, hatte ich Furcht, daß er mir eine Staude abbräche, und lief, ihn festzuhalten; aber er entschlüpfte mir leicht und gewandt; bald glitt er unter einen Rosenstock, bald verbarg er sich im Mohn, wie ein kleines Rebhuhn.

„Ich habe früher viel damit zu thun gehabt, hinter den Milchlämmern herzulaufen, und mich oft abgemüht, die Kälbchen zu haschen, wenn sie um ihre Mutter herumsprangen, aber dies war eine ganz andere Sache; es ist in der Welt nicht möglich, ihn zu fangen. Alt und steif, wie ich bin, war ich bald müde, und mußte mich auf meinen Stab stützen. Ich gab Acht, daß er mir nicht entwischte, und fragte ihn, welchem von unseren Nachbarn er gehöre, und wie er dazu käme, die Früchte in den Gärten Anderer zu ernten. Er hat nichts geantwortet, aber sich mir genähert, mir Myrten zugeworfen, und so süß gelächelt, daß er mir, ich weiß nicht wie, das Herz erweichte, und ich ihm nicht mehr böse sein konnte. Dann habe ich ihn

gebeten, ohne Furcht zu mir zu kommen, und ihm bei meinen Myrten geschworen, daß ich ihn freilassen würde, wann er wollte, und ihm erlaube, so viel Früchte und Blumen zu pflücken, als er Lust hätte, vorausgesetzt, daß er mir einen Kuß gäbe.

„Darauf fing er mit der reizendsten Munterkeit und voll der lieblichsten Grazie zu lachen an, und ließ mich eine Stimme hören, so anmuthig und weich, daß weder Lerche, noch Nachtigall, noch der Schwan, wenn er auch so alt wäre als ich, eine ähnliche hat, und sagte: „Was mich betrifft, Philetas, so würde es mich keine Mühe kosten, Dich zu küssen, denn ich trage größeres Verlangen zu küssen, als Du, wieder jung zu werden. Aber hab' Acht, daß das, was Du verlangst, nicht eine Gabe sei, die schlecht für Dein Alter paßt, weil, wenn Du mich einmal geküßt hast, das Alter Dich nicht vor der Thorheit schützt, mich verfolgen zu wollen. Kein Adler, kein Falke, noch irgend ein anderer Raubvogel hat einen so leichten und schnellen Flug, mich erreichen zu können. Ich bin kein Kind, obwohl ich so aussehe, sondern ich bin älter als Kronos, älter selbst als die Zeit. Ich kannte Dich schon, als Du noch in der Blüthe Deiner Jahre warst; Du weidetest auf dem nächsten Anger eine schöne und fette Heerde Kühe, und ich war bei Dir, als

Du noch unter diesen Buchen die Flöte spieltest, und in Amaryllis verliebt warst. Aber Du sahst mich nicht, obwohl ich Deine Freundin begleitete, die ich Dir endlich gegeben habe, und von der Du schöne Kinder gehabt hast, die jetzt gute Landbauer und Ochsenhirten sind. Jetzt beherrsche ich Daphnis und Chloe, und nachdem ich sie am Morgen zusammengeführt habe, komme ich in Deinen Garten, wo mir die Bäume und Blumen gefallen, und ich mich in den Quellen bade, denn Deine Pflanzen und Blumen sind nur so üppig, weil mein Bad sie tränkt.

„Sieh', ob Du irgend einen Zweig entdecken kannst, der gebrochen wäre, eine Frucht abgefallen oder beschädigt, ein Kraut oder eine Blume zertreten oder eine Quelle getrübt, und schätze Dich glücklich, daß Du unter allen Menschen der einzige bist, dem in solchem Alter das Knäblein noch wohl will."

„Als er das gesagt hatte, ist er auf die Myrten gehüpft wie eine kleine Nachtigall, und von Zweig zu Zweig springend, zwischen den Blättern hindurch, bis in die Krone gestiegen. Ich habe seine kleinen Flügel gesehen, seinen kleinen Köcher mit Pfeilen an einer Schärpe über seine Schultern, und

dann bin ich ganz verblüfft stehen geblieben, denn plötzlich war er sammt Köcher und Pfeilen verschwunden.

„Kurz, wenn ich nicht die vielen Jahre umsonst gelebt habe und altersschwach geworden bin, so kann ich Euch versichern, meine Kinder, daß Ihr beide dem Eros geweiht seid, und daß Eros Euch in seinen Schutz genommen hat.“

Daphnis und Chloe waren so vergnügt, diese Erzählung zu hören, als wäre es eine schöne und kurzweilige Fabel für sie. Sie fragten ihn, wer Eros sei, ob Vogel oder Kind, und welche Macht er hätte, worauf Philetas ihnen antwortete: „Eros ist ein Gott, lieben Kinder. Er ist jung, schön, hat Flügel, weshalb er sich mit der Jugend gefällt, die Schönheit verfolgt und die Seelen beflügelt, und besitzt größere Macht als Zeus selbst. Er herrscht über die Gestirne, über die Elemente, regiert die Welt und leitet die anderen Götter, wie Ihr mit dem Hirtenstabe Eure Ziegen und Lämmer. Die Blumen, die Pflanzen und Bäume sind Eros Werk, er macht, daß die Ströme fließen, die Winde wehen und jedes Geschöpf das andere sucht. Ich selbst bin jung gewesen, ich liebte Amaryllis, aber damals kam es mir nicht in den Sinn, zu essen, zu trinken oder mich der Ruhe zu pflegen, meine Seele litt, mein Herz schlug, mein Körper zitterte,

ich weinte, ich schrie, als ob mich Jemand schlüge, ich sprach nicht mehr, als ob ich todt gewesen wäre. Ich warf mich in die Flüsse, als ob ein Feuer mich verbrenne, ich flehte zum Pan, der auch von der Liebe zur Pitys verwundet war; ich dankte der Nymphe Echo, die mit mir nach Amaryllis rief, und zerbrach meine Syringen aus Unmuth weil sie meine Kühe, aber nicht Amaryllis herbeizulocken wußten. Denn es giebt nur ein Mittel, welches die Schmerzen der Liebe heilt."

Als Philetas sie so unterwiesen hatte, schied er von ihnen, und nahm einige Käse und ein Zicklein, das sie ihm gaben, zur Belohnung mit. Aber als er fort war und Daphnis und Chloe wieder mit einander allein, nachdem sie zum ersten Male den Namen der Liebe gehöt hatten, befanden sie sich in größerer Verwirrung als zuvor, und in ihre Hütten zurückgekehrt, verbrachten sie die Nacht damit, was sie selbst empfandeu, mit den Worten des Philetas zu vergleichen: „Die Liebenden leiden, wir leiden auch; sie geben nichts auf Essen und Trinken, das thun wir auch nicht; sie können nicht schlafen, wir schließen kein Auge; sie wünschen einander zu sehen, ach! aus keinem andern Grunde bitten wir, daß der Tag bald komme.

„Aber wenn es Liebe ist, was wir fühlen: wir lieben

einander, was fehlt uns dann? Warum sind wir traurig auch bei einander? Philetas hat wahr gesagt; der Knabe, den er in seinem Garten gesehen hat, ist derselbe, der früher unseren Vätern erschienen ist und ihnen im Traum befohlen hat, uns auf die Felder zu schicken, um die Heerden zu weiden.

„Wie konnte man ihn fangen? Er ist klein und würde entfliehen, aber ihm zu entgehen ist nicht möglich, denn er hat Flügel, und würde uns erreichen.

„Sollen wir zu den Nymphen unsere Zuflucht nehmen? Pan half dem Philetas aber auch nicht, als er die Amaryllis liebte."

Als sie sich in der Frühe des andern Morgens sahen, liefen sie gleich zu einander, blieben den ganzen Tag zusammen, saßen unter der Eiche, dicht aneinander geschmiegt; aber doch blieben sie traurig, und verwünschten die Nacht, die sie trennte. Vielleicht wäre Eros selbst ihnen zu Hülfe gekommen, wenn nicht plötzlich ein Tumult in der Gegend ausgebrochen wäre.

Einige reiche junge Leute von Methymnä wollten die Zeit der Weinlese vergnügt verbringen, und um sich auf besondere Weise zu ergötzen; nahmen sie ein Schiff, setzten ihre Sclaven an die Ruder, und kamen auf die Höhe des Territoriums von Mitylene.

Dort giebt es überall natürliche Schutzhäfen und versteckte Buchten, um zu baden, die Stadt ist umgeben von schönen Landhäusern, Gärten, Parks und Gehölzen, die einen von der Natur hervorgebracht, die anderen von der Hand der Menschen. An der Küste entlang schiffend, stiegen sie aus, wo es ihnen gefiel, thaten Niemand etwas zu Leide, und ergötzten sich mit verschiedenem Zeitvertreib.

Bald fischten sie mit Angelhaken, von einer Klippe aus, welche weit in's Meer sprang, denn die Fische schwimmen gern um Felsenkanten; bald verfolgten sie mit ihren Hunden die Hasen, welche vor dem Lärm der Weinlese geflohen waren. Dann gingen sie, wenn Ort und Zeit günstig waren, auf die Vogeljagd, und fingen in laufenden Schlingen wilde Gänse, Enten, Trappen und anderes Wild der Ebene, so daß sie neben dem Vergnügen der Jagd auch reichlich besetzte Tafeln hatten.

Wenn sie außerdem noch etwas bedurften, so kauften sie es im Dorfe, bezahlten den Preis und noch darüber. Sie bedurften nur Wein, Brod und ein Unterkommen, denn da es schon Herbst war, fanden sie es nicht räthlich, auf hoher See zu bleiben, und aus diesem Grunde zogen sie während der Nacht ihr Schiff auf's Trockne.

Aber ein Bauer aus der Umgegend, der, um

den Stein zu halten, welcher die Trauben pressen soll, einen Strick nöthig hatte, kam, da der seine zufällig zerrissen oder verdorben war, in der Nacht an's Ufer, und da er das Schiff ohne Wächter fand, löste er den Strick, der es hielt, nahm ihn mit in seine Wohnung und bediente sich seiner. Am Morgen suchten die Methymnäischen Jünglinge ihr Tau, aber Niemand wollte bekennen, es genommen zu haben, worauf sie, nach einem kleinen Zank mit ihren Wirthen, in See stachen.

Nachdem sie ungefähr dreißig Stadien gemacht hatten, legten sie an den Feldern an, auf welchen Daphnis und Chloe ihre Heerden weideten, weil ihnen dort die Ebene zur Hasenjagd geeignet schien.

Da sie kein Seil mehr hatten, ihr Schiff zu befestigen, nahmen sie die längsten grünen Weidenruthen, die sie finden konnten, bogen sie und machten daraus einen festen Kranz, um das Schiff an den Holzpflöcken am Ufer festzulegen. Dann ließen sie die Hunde los und begannen zu jagen, wo es ihnen gerade am besten gefiel. Die Hunde, welche bellend hin und her liefen, erschreckten Daphnis' Ziegen, so daß sie von den Hügeln nach der Küste zu flohen. Da sie dort auf dem Sande nichts zu weiden fanden, näherte sich eine, noch kühner als die anderen, dem

Schiffe und nagte an dem Kranz von Weidenruthen, mit welchem es befestigt war.

Das Meer war vom Winde bewegt, der sich von dem Lande erhob; als das Schiff einmal los war, schaukelten es die Wellen, entfernten es vom Ufer und trieben es in's Meer. Sobald die Jäger es bemerkten, liefen die einen an's Ufer, die anderen riefen ihre Hunde, und Alle zusammen machten einen solchen Lärm, daß die Leute aus der Umgegend, Hirten, Winzer, Feldarbeiter, es hörten und herbeikamen, aber nichts thun konnten. Denn der Wind blies immer stärker und überlieferte die Barke so vollständig dem Spiel der Wellen, daß sie bald außer Sicht war.

Die jungen Leute, außer sich, ihr Schiff mit Allem, was darin war, zu verlieren, suchten den Hirten, der seine Ziegen weiden sollte und als sie Daphnis unter den Zuschauern fanden, fingen sie voll Zorn an ihn zu schlagen, einer von ihnen machte sogar die Leine los, an welcher er seinen Hund führte, und ergriff Daphnis' beide Hände, um sie ihm auf den Rücken zu binden.

Daphnis schrie, rief Jedermanns Hülfe an und vor Allem Lamon und Dryas, die auch sogleich herbeiliefen. Die beiden kräftigen Greise, mit Fäusten, die von der Feldarbeit gehärtet waren,

übernahmen seine Vertheidigung sehr gut gegen die jungen Methymnäer, indem sie ihnen vorhielten, daß man den Knaben wenigstens hören müsse, um zu sehen, ob er Unrecht habe, und Jeder solle seine Grunde sagen. Die von Methymnä ergaben sich darein, und nach gemeinsamer Uebereinkunft erwählte man als Schiedsrichter den Ochsenhirten Philetas, weil er der älteste der Anwesenden war und unter Denen in seinem Dorfe in dem Geruch stand, ein Mann von großer Weisheit und Gerechtigkeit zu sein. Alsobald nahmen die jungen Leute das Wort und trugen in kurzen und klaren Sätzen dem richtenden Ochsenhirten ihre Beschwerde vor.

„Wir waren herabgekommen, um zu jagen, und hatten unsere Barke am Ufer mit einem Kranze von grünen Weidenruthen befestigt, dann begaben wir uns mit unseren Hunden auf die Jagd, und während dessen sind die Ziegen von Diesem hier gekommen, haben die Weiden gefressen, mit welchen unser Schiff befestigt war, und es auf diese Weise losgelöst. Ihr selbst habt gesehen, wie es in's offene Meer getrieben wurde. Und was glaubt Ihr wohl, wie viel Güter mit der Barke verloren sind? Wie viele Kleider und gute Sachen! Wie viel Hundegeschirr! Silber, mehr als nöthig ist, um alle diese Felder zu kaufen! Zur Entschädigung wollen

wir diesen unnützen Ziegenhirten mitnehmen, der das Handwerk, mit dem er sich befaßt, so schlecht versteht, daß er mit seinen Ziegen am Meeresufer umhertreibt, als wäre er ein Seemann."

Das sagten die Methymnäer.

Daphnis war ganz erschöpft von den Schlägen, die er erhalten hatte, aber da er Chloe gegenwärtig sah, nahm er sich zusammen und und antwortete freimüthig:

„Ich verstehe meine Ziegen wohl zu hüten, und es ist in der ganzen Umgegend Niemand, der sich beklagt hätte, daß eine von ihnen jemals seinen Garten abgeweidet, oder auch nur eine Sprosse seines Weinstockes abgebrochen hätte. Aber Diese selbst sind schlechte Jäger und haben schlecht dressirte Hunde, die nichts thun, als umher laufen, und so viel und so laut bellen, daß sie meine Ziegen eingeschüchtert haben, und vom Berge nach dem Meere zu getrieben, als wären die Wölfe hinter ihnen. Dann haben sie freilich etwas Weidenruthe genagt, aber konnten sie im Sande Thymian oder Quendel finden? Ihr Schiff ist in's Meer getrieben, aber sie haben sich die Schuld selbst beizumessen; meine Ziegen können nichts dafür. Und sollten wirklich so viel schöne Sachen darin gewesen sein? Wer wäre so dumm zu glauben, daß eine Barke mit so vielen Kostbar-

keiten, Kleidern und Silber, nur mit einer Weidengerte befestigt gewesen wäre?"

Als er das gesagt hatte, fing er an zu weinen, und flößte allen Umstehenden großes Mitleid ein, so daß Philetas, der seinen Spruch sagen sollte, bei Pan und den Nymphen schwur, Daphnis hätte keine Schuld und eben so wenig seine Ziegen; wenn überhaupt Jemand die Schuld trüge, so wären es die Winde und das Meer, aber es gäbe keinen Richter, der diese anhalten könnte, ihren Fehler wieder gut zu machen. Doch aber wußte es der brave Philetas nicht so gut zu wenden, daß die Methymnäer sich zufrieden stellten; sie ergriffen Daphnis voller Wuth, banden ihn und hätten ihn hinweggeführt, wenn nicht einige Bauern, darob erbost, sich wie ein Zug Heuschrecken schreiend auf sie gestürzt und Daphnis losgemacht hätten, der sich ebenfalls gut vertheidigte. So schlugen sie mit großen Steinen und Stöcken die Methymnäer zurück und hörten nicht eher auf sie zu verfolgen, als bis sie dieselben kämpfend über ihr Territorium hinaus getrieben hatten.

Daphnis und Chloe blieben allein und nun hatte sie volle Muße ihn in die Grotte der Nymphen zu führen, wo sie ihm das Gesicht von dem Blut rein waschen konnte das ihm an der Nase herunter gelaufen war. Dann reichte sie ihm aus ihrer

Hirtentasche ein Schnittchen Käse und etwas Gerstenkuchen zu essen, aber was ihn noch mehr tröstete, sie gab ihm mit ihrem zarten Munde einen süßen Kuß.

So entging Daphnis dieser Gefahr, aber damit war die Sache nicht abgethan. Denn die jungen Leute von Methymnä, demüthig zu Fuß nach Hause zurückgekehrt, nachdem sie mit einem schönen Schiff weggefahren, verwundet und schlecht gekleidet, während sie vergnügt und wohl ausgerüstet fortgegangen waren, riefen den Rath der Stadt zusammen, und verlangten, in Aufzug der Schutzsuchenden, daß die Beleidigung gerächt werde, welche ihnen angethan sei. Sie sagten kein wahres Wort, aus Furcht, daß, wenn sie die Sache erzählten, wie sie sich wirklich verhalten, man sie nur auslachen würde, von Bauern aus dem Felde geschagen zu sein; vielmehr beschuldigten sie die Mitylenäer laut, sie beraubt, und ihr Schiff, gerade wie im offenen Kriege, weggenommen zu haben.

Die von Methymnä maßen ihnen, wegen der empfangenen Wunden, leicht Glauben bei, und außerdem hielten sie es für vernünftig und gerecht, eine Beleidigung zu rächen, die den Söhnen der edelsten Häuser ihrer Stadt widerfahren sei. Sie beschlossen also sogleich den Krieg gegen die Mitylenäer, und

ohne ihnen einen Herold oder eine Erklärung zu schicken, befahlen sie ihrem Feldherrn, daß er sogleich zehn Galeeren in See stechen lassen solle, um ihre Küsten zu verheeren. Sie dachten, es sei nicht weise, zu Anfang des Winters eine größere Flotte dem Meer anzuvertrauen.

Der Capitän war andern Tages mit seiner Ausrüstung fertig, und indem er, um der geringeren Umstände willen, seine Krieger zugleich als Ruderer benutzte, fouragirte er auf allen Ländereien der Mitylenäer, die an der Küste lagen. Er nahm viel Vieh, viel Korn und Wein vor Allem, da die Weinlese erst gewesen war. Er machte auch viele der Leute, die auf dem Felde arbeiteten, zu Gefangenen, und legte endlich seine Schiffe in der Gegend an, wo Daphnis und Chloe ihre Heerden weideten, durchstreifte das Land, und plünderte und raubte, was er fand.

Daphnis war nicht bei seiner Heerde, er war im Gehölz beschäftigt, Grünfutter zu schneiden, das er den Ziegenlämmern im Winter geben wollte. Als er von der Höhe eines Baumes den Feindeseinfall sah, verbarg er sich in der Höhlung einer dürren Ulme. Chloe, die bei den Heerden geblieben war, suchte sich durch Schnelligkeit zu retten, und warf sich in die Grotte der Nymphen, wie in ein

Asyl, aber sie wurde verfolgt, und bat die Krieger vergebens, ihr und ihren Thieren kein Leids zu thun. Nachdem sie vielfach über die Bildnisse der Nymphen gespottet hatten, was Chloe durch's Herz ging, führten die Methymnäer sie und ihre Thiere fort, Chloe mit einer Gerte vor sich her treibend, als wäre sie eine Ziege, oder ein Schaf. Als sie dann sahen, daß ihre Schiffe von Beute angefüllt waren, traten sie den Rückweg an, weil sie den Winter und den Feind fürchteten.

Also entfernten sich die Methymnäer, aber die Ruderer legten nur kurze Strecken zurück, weil kein Wind und kein Lüftchen sich regte.

Nachdem der Lärm vorüber war, kam Daphnis aus seinem hohlen Baume hervor und ging in die Ebene, wo ihre beiden Heerden zu weiden pflegten. Aber als er weder seine Ziegen, noch die Schafe, noch Chloe sah, die Felder ganz verlassen, und die Syrinx, mit welcher Chloe ihn gerettet hatte, zerbrochen am Boden liegend, fing er an zu weinen und zu schreien. Bitterlich seufzend lief er bald unter die schattige Eiche, wo sie zu sitzen pflegten, bald an das Meeresufer, ob er sie da nicht fände, und endlich in die Grotte der Nymphen, wo er sich vor ihren Bildnissen niederwarf und sie schalt, Chloe verrathen zu haben.

„Chloe," rief er, „ist von Euren Altären hinweggerissen, und Ihr habt das Herz gehabt, das zu sehen und geschehen zu lassen! Sie, die Euch so viele Blumenkränze geflochten hat! Sie die Euch immer die erste Milch darbrachte! Sie die Euch dieses schöne Flageolet geschenkt hat, das ich hier aufgehängt sehe!

„Niemals hat mir der Wolf nur eine einzige Ziege geraubt, und der Feind hat mir jetzt die ganze Heerde weggeführt, und meine holde Schäferin dazu. Meine Ziegen werden sie abziehen, die Schafe werden sie schlachten, und Chloe wird in einer fremden Stadt, getrennt von mir, wohnen. Wo soll ich den Muth hernehmen, jetzt vor meinen Vater und meine Mutter hinzutreten, ohne meine Ziegen, ohne Chloe, um selbst künftig ein unnützer Tagedieb zu sein, denn nun habe ich nichts mehr zu hüten. Aber nein, ich weiche nicht von hier; ich erwarte den Tod, oder andere Feinde, die mich auch wegführen. Ach, Chloe, leidest Du dieselbe Pein wie ich? Erinnerst Du Dich dieser Felder? Fühlst Du keinen Kummer um die Nymphen und um mich? Oder trösten Dich unsere Ziegen und Schafe, die mit Dir gefangen sind?"

Als er diese Klagen ausgestoßen hatte, das Herz von Kummer und von Thränen voll, fiel er in einen tiefen Schlaf. Da erschienen ihm die drei Nymphen,

in Gestalt von schönen und großen Frauen, halb unbekleidet, das Haar gelöst, die Füße nackt, ganz ähnlich den Bildnissen. Es war ihm sogleich bewußt, daß sie Mitleid mit ihm hatten, und die älteste von ihnen begann, ihn tröstend:

„Schilt uns nur nicht, Daphnis, wir haben mehr Sorge um Chloe, als Du selbst. Wir hatten schon Mitleid mit ihr, als sie eben erst geboren war und verlassen in dieser Grotte lag, wir ließen sie nähren und aufziehen. Denn Du weißt es ja, Chloe hat nichts mit Dryas und seinen Schafen gemein, noch Du mit Lamon. Und was nun mit ihr geschehen wird, haben wir schon vorhergesehen. Sie geht nicht als Gefangene mit den Kriegern nach Methymnä, noch wird sie ein Theil ihrer Beute. Pan, der dort unter der Fichte wohnt, und den Ihr selten genug mit Laub bekränzt, ist es, den wir gebeten haben, sich Chloe's anzunehmen, da er häufig mit Kriegsleuten verkehrt und, die Ruhe dieser Felder verlassend, selbst Kriege geführt hat. Zu dieser Stunde schon marschirt er, ein gefährlicher Feind, vor Methymnä. Also betrübe Dich nicht, sondern steh' auf und gehe hin, um Lamon und Myrtale zu trösten, denn sie haben sich zur Erde geworfen wie Du, weil sie glauben, Du seist auch gefangen und mit den Schiffen weggeführt. Morgen wird

Deine Chloe mit Euren Schafen und Ziegen zurückkommen, Ihr werdet sie wieder hüten, und zusammen Flöte spielen. Während dessen trägt Eros Sorge um Euch."

Als Daphnis alles dies gehört und gesehen hatte, erwachte er plötzlich, und sowohl vor Freude wie vor Kummer weinend, kniete er vor den Bildern der Nymphen hin, betete sie an und versprach ihnen, wenn Chloe gesund zurückkehre, ihnen die fetteste seiner Ziegen zu opfern. Dann lief er zur Fichte, unter welcher der Gott Pan dargestellt war, bocksbeinig, zwei Hörner auf dem Kopfe, in der einen Hand eine Syrinx, mit der andern einen Ziegenbock haltend, ehrte ihn auch und bat ihn, Chloe so bald als möglich zurückzuführen, indem er versprach, ihm dann ebenfalls einen Bock zu opfern. So wurde er bis zur sinkenden Sonne kaum fertig mit seinen Thränen und Gelübden für Chloe's Rückkehr.

Endlich nahm er sein Laubwerk auf und kehrte zur Wohnung zurück, wo er Lamon und Myrtale aus großer Sorge befreite, und mit Fröhlichkeit erfüllte. Dann aß er ein wenig und legte sich schlafen, aber nicht ohne zu weinen und die Nymphen zu bitten, ihm widerum zu erscheinen, auch daß der Tag bald wieder kommen möchte, und mit dem Tage, wie sie versprochen hatten, Chloe. Niemals war

eine Nacht so lang. Während derselben ereignete sich aber Folgendes:

Als der Feldherr der Methymnäer mit seinen Ruderern einige Stadien gemacht hatte, wollte er seinen Leuten, welche müde waren, etwas Ruhe gönnen, und als er an ein Vorgebirge kam, das weit in's Meer hinaus ging und sich halbmondförmig bog, so daß es sichereren Schutz gewährte als ein Hafen, warf er unter einem hohen und steilen Felsen die Anker aus, ohne zu landen, damit ihm von der Küste aus keinerlei Unbill zugefügt werden könne. Dann erlaubte er seinen Leuten, sich in voller Sicherheit zu erlustigen. Sie, die an Bord Ueberfluß an gestohlenen Lebensmitteln hatten, fingen an zu essen, zu trinken und den Sieg zu feiern.

Aber als der Tag zu sinken begann und die Nacht ihrem Vergnügen ein Ende zu machen, bemerkten sie plötzlich, daß die ganze Erde in Feuer stand, und fern vom hohen Meere her hörten sie ein Gebrause wie von den Rudern einer großen Flotte, die auf sie zukäme. Der Eine rief nach den Waffen, der Andere nach seinen Gefährten; Einer glaubte, er wäre schon verwundet, Der lag wie ein todter Mann am Boden. Kurz, es war ein Tumult wie in einem nächtlichen Kampfe, und doch sah man keinen Feind.

Nach einer so fürchterlichen Nacht kam der Tag und erschreckte sie noch mehr. Denn die Ziegen und Böcke des Daphnis hatten traubenreiche Epheuranken um die Hörner, die Schafe und die Widder der Chloe heulten wie Wölfe, und diese selbst war mit Tannenzweigen bekränzt. Und im Meere begaben sich auch seltsame Dinge. Denn als sie ihre Anker heben wollten, hielten sie im Grunde fest, als sie ihre Ruder einsetzten, zerbrachen sie. Die Delphine sprangen um ihre Schiffe, und peitschten sie so mit ihren Schwänzen, daß sie die Bänder beschädigten. Und von der Höhe des Felsens hörte man den Ton einer siebenröhrigen Flöte, wie die Hirten sie haben, aber der Ton war nicht erfreulich zu hören, sondern erschreckte wie der unerwartete Ruf einer Kriegstrompete.

Alle waren voll Entsetzen, rannten zu den Waffen, dachten, der Feind hätte sie angegriffen, ohne daß sie wußten von wo, und wünschten, die Nacht möchte zurückkommen, als ob sie sich dann unter besserem Schutze glaubten.

Indessen war doch Niemand unter ihnen, der sich nicht so viel Besinnung bewahrt hätte, um einzusehen, daß alle diese Wunder vom Pan herrührten, der irgend welcher Uebelthat wegen gegen sie aufgebracht sei; aber da sie nichts angerührt hatten, was

dem Pan gehörte, so konnten sie den Grund nicht errathen.

Endlich gegen Mittag schlief der Feldherr, nicht ohne göttliche Einwirkung, ein, und Pan selbst erschien ihm und sprach: „O Ihr schändlichen Räuber! Wie konntet Ihr wagen, die Felder, welche ich liebe, mit Waffenlärm zu erfüllen, die Heerden wegzuführen, die unter meinem Schutze stehen, dem Altar die Jungfrau zu entreißen, welcher Eros dauernden Ruhm verleihen will, und hattet weder Furcht noch Ehrerbietung vor den Nymphen, noch vor mir, dem Gott Pan! Niemals werdet ihr Methymnä wiedersehen, wenn Ihr verlangt, diese Leute dahin mitzunehmen, noch dem Tone meiner Flöte entrinnen, die Euch schon erschreckt hat. Ich werde Euch alle auf dem Grunde des Meeres umkommen lassen, den Fischen zum Fraß, wenn Du nicht, und zwar bald, Chloe den Nymphen zurückgiebst, denen Du sie geraubt hast, und mit ihr alle ihre Schafe und die ganze Ziegenheerde. Also erhebe Dich ohne Verzug und setze die Jungfrau, wie ich Dir gesagt habe, an's Land, und ich werde Euch Beide nach Hause führen, sie zu Lande, Dich zu Wasser."

Bryaxis, denn so hieß der Feldherr, erwachte plötzlich, und von diesen Worten ganz verwirrt, ließ er sogleich von allen Galeeren die Chefs

zusammenrufen, befahl, daß man unter den Gefangenen die junge Hirtin Chloe suche, was ohne große Mühe geschah, denn sie saß da mit einer Krone von grünen Fichtensprossen. Sie führten sie zum Feldherrn, und dieser, der wohl erkannte, daß er um ihretwillen die nächtliche Erscheinung gehabt hätte, führte sie selbst in seinem Admiralschiff an's Land.

Kaum war sie ausgestiegen, als man von der Höhe des Felsens abermals den Ton der Flöte hörte, aber diesmal nicht schrecklich wie eine Alarmposaune, sondern wie die Hirten zu blasen pflegen, wenn sie ihre Heerden auf's Feld führen. Alsobald begannen Chloe's Schafe aus den Schiffen zu springen und das Ufer zu erklimmen, den Ziegen gelang dies noch schneller und besser als den Schafen, weil sie an das Klettern gewöhnt waren. Alle, Ziegen und Schafe umringten Chloe auf dem Lande, hüpfend, springend und blökend, als freuten sie sich mit ihr der gemeinsamen Befreiung.

Aber die Heerden der anderen Schäfer und Ziegenhirten blieben ruhig, wo sie waren, und rührten sich nicht vom Verdeck der Galeeren, als wäre der Ton der Syrinx nicht für sie, worüber sich alle Welt höchlichst verwunderte und Pan's Macht und Güte pries. Aber noch größere Wunder trugen sich zu. Denn die Galeeren der Methymnäer schifften

sich von selbst aus, bevor die Anker gehoben waren, und ein Delphin, der vor dem Admiralschiff herschwamm, und zuweilen aus dem Wasser sprang, führte sie. Und auf dem Lande leiteten sanfte Flötenklänge die beiden Heerden, ohne daß man sah, wer spielte, und die Ziegen und die Schafe gingen und weideten zu gleicher Zeit, vor Lust, eine so hübsche Melodie zu hören.

Dies war ungefähr gegen die Stunde, wo man Nachmittags das Vieh wieder auf die Weide führt. Daphnis, der auf einem Hügel Schildwache stand, bemerkte Chloe mit den beiden Heerden schon von ferne. „O, Nymphen! O Pan!" rief er, lief in die Ebene, stürzte zu ihr hin, warf sich in ihre Arme und wurde so von Freude übernommen, daß er ohnmächtig hinfiel. Chloe drückte ihn an ihren Busen, und kaum konnten ihre Küsse ihn wieder beleben.

Als er endlich die Besinnung wieder hatte, setzte er sich mit Chloe unter die Buchen, und konnte nicht genug fragen, wie sie den Händen so vieler Feinde entronnen sei; und Chloe erzählte ihm Alles, ihre Entführung aus der Grotte, ihre Abfahrt mit dem Schiffe, und wie das Epheu um die Hörner der Ziegen gekommen wäre, und die grüne Krone auf ihren eignen Kopf; von den Schafen, welche geheult hatten, dem Feuer auf der Erde, dem Getöse im Meer,

dem doppelten Flötenspiel, der Nacht voll Schrecken, und wie endlich eine sanfte Melodie sie den ganzen Weg geführt, ohne daß sie etwas gesehen hätte.

Daphnis, der aus alledem die Hülfe des Pan erkannte, welche die Nymphen ihm versprochen hatten, erzählte nun seinerseits Chloe; was er gehört und gesehen, und wie die Nymphen ihn, als er im Begriff war vor Liebe und Kummer zu sterben, dem Leben zurückgegeben hatten.

Dann ging Chloe, um Dryas und Lamon zu holen und Alles, was zu einem Opfer nöthig war. Daphnis nahm indeß die fetteste Ziege aus seiner Heerde, bekränzte ihr die Hörner mit Epheu in derselben Weise, als es vom Pan geschehen war, und nachdem er ihr Milch zwischen die Hörner gegossen hatte, schlachtete er sie den Nymphen, hing sie auf und zog sie ab, und verehrte ihnen das Vließ, welches er an dem Felsen befestigte. Als dann Chloe zurückgekommen war, und Dryas und Lamon mit ihren Frauen, hatte er schon Feuer angezündet, einen Theil des Fleisches gebraten und den Rest gekocht; aber vor Allem nahm er die Erstlingsgabe für die Nymphen, spendete ihnen aus dem Kruge eine Libation von süßem Wein, und nachdem er kleine Ruhebetten aus Laubwerk und Grün für alle Gäste gemacht hatte, setzte er sich mit ihnen vergnügt zum

Mahle, hatte aber doch immer ein Auge auf seine Heerden, aus Furcht, daß der Wolf sie während dieser Zeit überrumpeln könnte. Dann, als sich Alle gütlich gethan hatten, fingen sie an den Nymphen Hymnen zu singen, die alte Hirten gedichtet hatten. Bei einbrechender Nacht lagerten sie sich an demselben Platze im Freien zum Schlaf, und am andern Morgen gedachten sie auch des Pan.

Sie nahmen den Ziegenbock, den Chef der Heerde, und mit Tannenzweigen gekrönt führten sie ihn unter die Fichte, wo das Bildniß des Gottes stand, und lobend und dankend der Güte des Pan, opferten sie ihn, hingen ihn auf, zogen ihn ab, kochten einen Theil des Fleisches und brieten den andern, und das Alles auf der schönen Wiese unter grünen Bäumen. Das Fell mit den Hörnern wurde am Stamm des Baumes befestigt neben dem Bildniß des Gottes: eine Hirtengabe dem Hirtengott. Sie vergaßen auch nicht ihm die besten Stücke bei Seite zu legen, und ihm die gebräuchlichen Libationen darzubringen. Chloe sang, Daphnis spielte die Flöte, und Jeder nahm Platz an der ländlichen Tafel.

Als sie eben in Freuden schmausten, kam zufällig der gute alte Philetas, um dem Pan einige Blumenkränze und Wein in mächtigen Trauben zu bringen,

mit ihm sein Enkel Tithros, ein blondlockiges und blauäugiges Knäblein, frisch und keck und im Lauf wie ein Zicklein.

Sobald sie den Philetas bemerkten, standen sie Alle auf, gingen mit ihm das Bildniß zu bekränzen, und hingen die Reben des guten Philetas an den Zweigen der Fichte auf. Dann, ihm in ihrer Mitte Platz machend, luden sie ihn zum Mahle.

Als diese Greise etwas getrunken hatten, fingen sie an von ihren jungen Jahren zu erzählen; wie sie ihre Heerden auf den Feldern hüteten, und den verschiedensten Gefahren entgangen waren, Seeräubern und Landdieben. Der eine rühmte sich, daß er einmal einen Wolf getödtet hätte, der andere, daß es nächst dem Pan Niemand gäbe, der so Flöte spiele als er. Es war Philetas, der sich dieses Lob gab. Daphnis und Chloe baten ihn, ob er sie nicht etwas von seiner Kunst hören lassen wollte und, wenn das Opfer des Pan vollendet wäre, den Gott, der solche Musik liebt, noch mit der Flöte ehren wollte. Philetas willigte ein, obwohl er klagte, daß er seines Alters wegen nur noch wenig Athem hätte, und nahm Daphnis' Flöte. Aber sie erfand sich zu klein um darauf viel Kunstfertigkeit zu zeigen, weshalb er Tithros nach seiner Wohnung, die fast zehn Stadien entfernt lag,

schickte, um ihm die seinige zu holen. Das Kind warf schnell sein Mäntelchen ab und lief nackt, wie ein Reh davon. Während der Zeit erzählte ihnen Lamon die Fabel von der Syrinx, die zu erlernen er einem Ziegenhirten auf Sicilien, der sie wußte, einen Bock und eine Flöte gegeben hatte.

„Diese Syrinx," sagte er, „jetzt eine Hirtenflöte, war ehemals eine schöne Jungfrau, mit einer melodischen Stimme und großer Kunstfertigkeit in der Musik. Sie hütete die Ziegen, und sang und spielte mit den Nymphen. Pan, der sie alle Tage ihre Heerde weiden und spielen sah, kam eines Tages zu ihr, um ihre Gunst zu bitten, und versprach ihr dafür, allen ihren Geisen Zwillingszicklein zu geben. Sie spottete über seine Liebe, und sagte ihm, daß sie ihn nicht zum Liebhaber wolle, da er weder ein Ziegenbock, noch ein Mann sei. Pan wollte sie mit Gewalt festhalten, aber sie entfloh, er verfolgte sie so schnell die Bocksfüße ihn tragen wollten; sie lief, aber endlich des Laufens müde, warf sie sich in einen Sumpf und versank im Schilf. Pan schnitt im Zorn das Rohr ab, aber da er die Jungfrau nicht fand, erkannte er die Verwandlung, und als er das Schilfrohr, das ungleich geschnitten war, zum Zeichen einer Liebe ohne Gleichen, mit Wachs zusammengeklebt hatte, machte

er daraus dieses Instrument. So ist, die früher ein schönes Mädchen war, jetzt die anmuthigste Hirtenflöte.“

Lamon hatte kaum seine Erzählung beendet, und der gute Philetas aufgehört, ihn zu loben, indem er sagte, daß er nie in seinem Leben etwas so Hübsches gehört habe wie diese Fabel, als Tityros mit der Flöte seines Vaters ankam.

Es war ein mächtiges Instrument, aus den stärksten Schilfrohren zusammengesetzt, die man findet, und anstatt des Wachses mit Erz zusammengehalten. Sie war so schön, daß man wohl hätte glauben können, es sei die erste, welche Pan selbst gemacht. Philetas also erhob sich, und auf seinem Bett von Laubwerk sitzend, versuchte er zuerst alle Flöten, um zu sehen, ob auch nichts den Wind hemme, und als er fand, daß jedes Rohr den richtigen Ton gab, blies er nach Herzenslust und mit Jünglingsfeuer. Es war wirklich, als höre man mehrere Syringen zusammen, so viel Lärm vollführten diese Pfeifen; dann ganz allmählich die Luft anhaltend, ließ er sein Spiel zu einem sanften und lieblichen Ton verklingen, und den Zuhörern die ganze Kunst seiner Hirtenmusik offenbarend, zeigte er ihnen, wie man blasen müßte für eine Ochsenheerde, welche Weise besser für eine Ziegenheerde paßt, und welches Spiel

die Schafe und Hammel gern haben. Das für die Lämmer war anmuthig, stark und ernst das für die Ochsen, für die Ziegen scharf und durchdringend, und eine einzige Syrinx ahmte alle die verschiedenen Flöten nach, des Schäfers, des Rinder- und des Ziegenhirten.

Die lustige Gesellschaft, im Grün gelagert, lauschte ohne ein Wort zu sagen, und hatte großes Vergnügen daran, Philetas so schön spielen zu hören, bis der alte Dryas sich erhob und ihn bat, einige ergötzliche Weisen zu Ehren des Dionysos zu spielen. Dazu tanzte er ihnen, als wäre er noch in seiner Jugend Tagen, einen Winzertanz, die Geberden machend, bald als pflücke er die Traube vom Stock, bald als trüge er sie in die Körbe, dann als ob er die Beeren zerträte, dann als gösse er den Most in die Fässer, und endlich wie Jemand, der mit Behagen von dem neuen Weine schlürft. Das Alles machte er so hübsch und so natürlich, daß sie den Weinstock, die Pressen, die Krüge und wie Dryas den süßen Wein trank, vor ihren Augen zu sehen glaubten.

Als nun auch der dritte Greis durch den Tanz das Seinige zum Vergnügen der Gäste beigetragen hatte, winkte er Daphnis und Chloe, die sich nun erhoben und die Erzählung des Lamon darstellten

Daphnis ahmte den Gott Pan nach, Chloe die schöne Syrinx, er versuchte sie zu haschen, sie lachte darüber und entfloh, er verfolgte sie, auf der Spitze des großen Zehens laufend, um besser die Bocks-sprünge nachzuahmen, sie that, als wäre sie müde und könnte nicht mehr laufen, und anstatt im Schilf, verbarg sie sich im Gehölz.

Daphnis nahm die große Flöte des Philetas, und zog daraus zuerst einen schmerzlichen Ton, als beklage Pan sich über die Jungfrau, dann einen leidenschaftlichen, als flehete er um Liebe, dann einen rufenden, als suchte er nach ihr; so daß der gute Philetas, selbst ganz überrascht, herbeilief, ihn küßte und ihm mit der Syrinx ein Geschenk machte, indem er die Götter bat, daß Daphnis sie einst einem eben so würdigen Nachfolger hinterlassen könne. Daphnis schenkte seine kleine dem Pan, und nachdem er Chloe umarmt hatte, als wäre sie nach einer wirklichen Flucht wiedergefunden, führte er, weil es schon spät war, seine Thiere heim, und eben so Chloe beim Ton derselben Schalmei. Die Ziegen gingen dicht neben den Schafen, und Chloe neben Daphnis, und als sie sich bei sinkender Nacht trennten, verabredeten sie, ihre Heerden am folgenden Tage so früh wie möglich wieder hinaus zu führen.

Der Tag begann auch kaum zu schimmern, als

sie auf die Weide kamen, und nachdem sie zuerst die Nymphen gegrüßt hatten und dann den Pan, setzten sie sich unter die Eiche, wo sie zusammen Flöte spielten und einander küßten. Endlich dachten sie daran etwas zu essen, und sie tranken den Wein mit Milch vermischt aus derselben Schale.

Aber kühner gemacht durch all' diese Dinge, fingen sie an von Liebe zu reden, und kamen so weit, sich Einer dem Andern durch einen Eid verbinden zu wollen.

Daphnis ging unter die Fichte, beim Gott Pan schwörend, daß er nie einen einzigen Tag ohne Chloe leben wolle, und Chloe schwur in der Grotte der Nymphen vor ihren Bildnissen, mit Daphnis zu leben und zu sterben. Aber sie, das junge und unschuldige Kind, war so einfältig, zu wollen, daß Daphnis ihr am Ausgang der Grotte noch einen andern Eid schwöre.

„Sie sagte: Dieser Gott Pan, Daphnis, ist ein flatterhafter Gott, zu dem man kein Vertrauen haben kann; er hat Pitys geliebt, er hat Syrinx geliebt, er hört nicht auf die Epimelischen Nymphen zu verfolgen, und man sieht ihn immer hinter den Dryaden. Er wird nur darüber lachen, wenn Du mir den Eid brichst und mehr Geliebte hast, als er Pfeifen in seiner Flöte. Und wie würde er Dich

bestrafen, er, der jeden Tag eine neue Liebe anfängt? Schwöre mir bei Deiner Heerde und bei der Ziege, die Dich genährt hat, daß Du Chloe niemals verlassen willst, so lange sie Dir treu ist. Wenn sie aber einen Fehler begeht an Dir oder den Nymphen, fliehe sie, hasse oder tödte sie wie einen Wolf."

Daphnis freute sich dieser Zweifel, und inmitten seiner Heerde stehend, mit der einen Hand einen Bock, mit der andern jene Ziege haltend, schwur er, daß er Chloe lieben werde, so lange er von ihr geliebt sei, und wenn sie einen Andern liebe, so würde er sich anstatt ihrer tödten; womit sie wiederum sehr zufrieden war, und sich nun sicherer fühlte als nach dem ersten Eide. Denn sie glaubte, daß die Schafe und Ziegen die eigentlichen Gottheiten für die Schäfer und Ziegenhirten wären.

Drittes Buch.

Aber als die Mitylenäer erfuhren, daß die von Methymnä zehn Galeeren geschickt hätten, und von Leuten, die vom Lande kamen, erfuhren, wie man ihre Felder verwüstet und ihr Gut gestohlen hatte, betrachteten sie es als eine Schande, solche Beleidigung von den Methymnäern zu erdulden, und beschlossen schleunigst die Waffen gegen sie zu nehmen. So boten sie ohne Aufenthalt dreitausend Schildträger und fünfhundert Reiter auf, und schickten sie mit ihrem General Hippasos zu Lande, da sie bei herannahendem Winter fürchteten, die Truppen dem Meere anzuvertrauen.

Der Feldherr ging sogleich mit seinen Leuten ab; aber er fouragirte nicht auf den Gütern der Methymnäer, noch führte er das Vieh der Landleute fort, weil er erachtete, daß dies die Handlungs-

weise eines Räubers, aber nicht eines Feldherrn sei, sondern marschirte direct auf die Stadt los, indem er hoffte, sie mit offenen Thoren und ohne Wachen zu überrumpeln. Aber als er ungefähr noch hundert Stadien entfernt war, kam ihm ein Herold entgegen, der im Namen der Methymnäer um Waffenstillstand bat. Denn da sie indessen von den Gefangenen gehört hatten, daß die von Mitylene gar nichts von alle dem wüßten, was sich zugetragen hatte, sondern daß es ein Zank zwischen jungen Leuten und Bauern gewesen sei, von welchen diese einige Schläge für die verübten Unverschämtheiten erhalten hatten, bedauerten sie sehr, ihre Nachbarn um einer so leichten Sache willen beleidigt zu haben, und wünschten nichts sehnlicher, als herauszugeben und zurückzuerstatten, was geraubt war, um mit den Anderen wie zuvor, ohne Furcht noch Gefahr, verkehren und Handel treiben zu können. Hippasos, obwohl er absolute Vollmacht hatte, befahl doch dem Herold, diesen Thatbestand vor den Senat von Mitylene zu bringen, und während der Zeit campirte er zehn Stadien von Methymnä, die Befehle seiner Stadt erwartend. Von dort kam ihm nach zwei Tagen der Befehl, die Restitutionen zu empfangen und zurückzukehren, ohne irgend wie Schaden zu thun. Denn da sie die Wahl hatten zwischen

Krieg und Frieden, hatten sie gedacht, der Frieden sei besser. So endete der Krieg zwischen Methymnä und Mitylene durch schnellen Entschluß, beendet wie er angefangen war.

Daphnis und Chloe aber überkam der Winter ärgerlicher als der Krieg. Denn der Schnee, welcher in großen Massen fiel, bedeckte die Wege und sperrte die Landleute in ihre Häuser ein; die angeschwollenen Ströme stürzten brausend von den Bergen herab, die Seen froren zu, die Bäume schienen todt, Wiesengrund sah man nur noch in der Umgebung der Quellen, so daß man die Heerden nicht hinausführen konnte. Die Leute wagten kaum die Nase aus der Thür zu stecken, sondern drinnen bleibend machten sie ein großes Feuer, um das herum Jeder, nachdem der Hahn sein Morgenlied gekräht hatte, seiner Beschäftigung oblag. Die Einen drehten den Faden, die Andern spannen Zigenhaar, oder machten Schlingen, um Vögel zu fangen. Dann mußte man immer Sorge haben, den Ochsen Stroh zu fressen zu geben, den Ziegen und Schafen Grünfutter, den Schweinen Gerste, und was sie sonst gern mögen. Die Feldarbeiter und Hirten waren mit der rauhen Jahreszeit ganz zufrieden, weil sie mit ihren Arbeiten feiern, gute Mahlzeiten halten und lange schlafen konnten,

so daß ihnen der Winter angenehmer erschien als der Sommer, der Herbst und der Frühling dazu.

Aber Daphnis und Chloe erinnerten sich der vergangenen Freuden und des süßen Zeitvertreibes in Feld und Wald; jede Nacht seufzten sie, ohne schlafen zu können, und erwarteten die neue Jahreszeit wie ein zweites Leben nach dem Tode. Jedesmal, wenn ihnen die Hirtentasche in die Hände fiel, aus welcher sie ihr gemeinschaftliches Mahl zu nehmen pflegten, erfüllte es ihnen das Herz mit Trauer, oder wenn sie den Krug bemerkten, aus dem sie mit einander tranken, oder ach! die Flöte, die eine Gabe der Liebe war und nun an der Erde lag, ohne daß Jemand auf sie achtete. Sie baten Pan und die Nymphen, sie von ihrem Leiden zu befreien, und begehrten von ihnen für sich und ihre Thiere endlich die schöne Sonne zurück. Und während sie unausgesetzt diese Bitten an die Götter richteten, suchten sie nach einem Vorwand, einander zu sehen. Chloe zwar hätte nichts anzufangen gewußt, denn Nape, welche man für ihre Mutter hielt, war den ganzen Tag neben ihr, unterwies sie die Wolle krempeln und zu weben, oder sprach vom Heirathen. Aber Daphnis, der mehr Freiheit besaß, und auch mehr Schlauheit als das junge Mädchen, dachte sich, um sie zu sehen, folgende List aus.

Vor der Wohnung des Dryas, nahe der Hofmauer, standen zwei große Myrtenbäume und ein Epheu, die Myrten dicht neben einander am Fuß des Stammes verwachsen, so daß der Epheu, sie beide umarmend und wie der Weinstock von einem zum andern rankend, dort eine Art sehr versteckter Laube bildete. Darin hingen reichlich schwarze Beeren wie reife Trauben, weshalb dort immer, selbst im Winter, eine große Menge Vögel waren, die nirgend anders Futter fanden: Amseln, Drosseln, Krammetsvögel, Lachtauben und viele andere Vögel, welche die Beeren des Epheu lieben. Daphnis ging unter dem Vorwand aus dem Hause, von diesen Vögeln fangen zu wollen, hatte seinen Quersack voll von Aschenkuchen und Honigkuchen, und damit man es besser glaube, von Vogelleim und Halsschlingen. Die Entfernung der Häuser betrug ungefähr zehn Stadien, und der Schnee, welchen die Kälte noch nicht gehärtet, würde ihm viel Beschwerde gemacht haben, wenn nicht die Liebe Alles überwände, Feuer, Wasser und Schnee.

Daphnis machte den Weg in einem Lauf, und vor der Wohnung des Dryas angekommen, schüttelte er den Schnee von seinen Füßen, legte die Schlingen, bestrich lange Ruthen mit Vogelleim und legte sich auf die Lauer, spähend, ob die Vögel

kommen würden und vielleicht — durch Zufall — Chloe.

Was die Vögel betrifft, so kamen sie in großer Menge, so viel, daß er Mühe hatte, sie zu fangen, zu tödten und zu rupfen; aus dem Hause aber kam Niemand, weder Mann noch Frau, noch Hahn noch Huhn, alle hielten sich drinneu dicht und behaglich am Feuer, so daß der arme Daphnis ganz unglücklich war und glaubte, unter ungünstigen Zeichen gekommen zu sein. Er dachte also daran, einen Vorwand zu finden, um direct hineinzugehen, und überlegte bei sich selbst, welcher der glaubwürdigste wäre. „Ich bitte um Feuer." „Wie? Habt Ihr nicht nähere Nachbarn?" „Ich verlange Brot." „Dein Quersack ist voll von Lebensmitteln." „Wein." „Ihr habt erst vor Kurzem Ernte gehabt." „Der Wolf hat mich verfolgt." „Und wo ist die Spur?" „Ich bin gekommen, um Vögel zu fangen." „Warum gehst Du nicht, wenn Du genug hast?" „Ich will Chloe sehen."

So etwas gesteht sich nicht gut einem Vater und einer Mutter. Also war unter den Vorwänden keiner, der nicht einigen Verdacht hätte erwecken können. „Besser wird es sein, daß ich nach Hause gehe," sagte er sich. „Ich werde sie im Frühling

wiedersehen, nicht im Winter, weil die Götter, wie ich glaube, es nicht wollen."

Als er so mit sich zu Rathe gegangen war, packte er, was er von Drosseln und anderen Vögeln gefangen hatte, auf und schickte sich zum Fortgehen an. Aber als ob Eros sich seiner erbarmt hätte, geschah Folgendes:

Dryas und seine Familie war bei Tische, das Fleisch und das Brot vertheilt, die Trinkschale gefüllt Jeder hatte angefangen zu essen und zu trinken, als in einem unbewachten Augenblick einer der Schäferhunde einen Bissen Fleisch schnappt und damit zum Hause hinausstürzt. Dryas, darüber erbost, und um so mehr, als es von seinem Teller war, nimmt einen Stock und läuft ihm nach. Bei der Verfolgung kommt er an dem Epheu vorüber, wo Daphnis seine Leimruthen gestellt hatte und eben seinen Fang auf die Schultern nahm, um davon zu rennen. Dryas aber, Fleisch und Hund vergessend, sobald er ihn erkannt hat, ruft: „Willkommen, o Knabe!" kommt herbei ihn zu drücken und zu küssen, nimmt ihn bei der Hand und führt ihn in's Haus.

Als Daphnis und Chloe einander sahen, fehlte nicht viel, daß sie Beide hingefallen wären, solch' ein Entzücken hatten sie. Sie zwangen sich indessen,

auf den Füßen zu bleiben, nannten sich beim Namen, sagten sich guten Tag und gaben sich einen Kuß, was ihnen Halt und Stütze war, sie vor dem Umsinken zu bewahren.

Als Daphnis, so über alles Erwarten hinaus, Chloe gesehen hatte, setzte er sich an's Feuer und kramte auf dem Tisch seine Drosseln und Tauben aus, der Gesellschaft erzählend, daß es ihn gelangweilt hätte, so lange zu Hause zu sitzen, er auf den Vogelfang gegangen wäre und die einen mit Schlingen, die anderen mit Leimruthen gefangen hätte, da sie gern zu den Beeren der Myrte und des Epheu kämen. Die im Hause lobten ihn sehr, über seinen guten Einfall und baten ihn, nach Herzenslust von dem zu essen, was der Hund übrig gelassen hätte. Dryas gebot Chloe, ihm zu trinken einzuschenken, was sie sehr gern that, aber allen Andern zuerst, und zuletzt Daphnis, denn sie gab sich den Anschein, als wäre sie böse, daß, obwohl er so nahe gewesen sei, hatte fortlaufen wollen, ohne sie zu sehen und mit ihr zu sprechen. Doch aber nippte sie, ehe sie ihm die Schale bot, daraus und gab ihm den Rest, und Daphnis, obwohl er großen Durst hatte, trank langsam und mit angehaltenem Athem, um einen desto längeren Genuß zu haben.

Als dann Brot und Fleisch fortgenommen, der

Tisch leer war und sie um das Feuer saßen, fragten sie ihn nach Myrtale und Lamon, und sagten, daß diese recht glücklich seien, eine solche Stütze in ihrem Alter zu haben, bei welchen Lobsprechungen Daphnis sehr ruhig blieb, obwohl man sie ihm in Gegenwart Chloe's machte. Aber als sie ihm sagten, daß sie ihn diesen und den folgenden Tag da behalten würden, weil sie morgen dem Dionysos ein Opfer zu bringen gedächten, fehlte wenig, daß er sie an Stelle des Dionysos angebetet hätte. Er zog aus seinem Hirtensack viele Kuchen und Vögel, die sie zum Abendessen bereiteten. Also wurde das Feuer wieder angezündet, der Wein gezapft, der Tisch gedeckt, und sie schmausten bis in die sinkende Nacht. Dann vertrieben sie sich die Zeit mit hübschen Erzählungen und Gesängen, bis ihnen der Schlaf kam und sie sich niederlegten, Chloe mit ihrer Mutter, Daphnis mit Dryas. Chloe konnte die Nacht an nichts als an ihren Daphnis denken, den sie morgen den ganzen Tag sehen sollte, und Daphnis küßte mehrere Male den alten Dryas, weil er im Traume glaubte, es sei Chloe.

Am andern Morgen war es kalt, und es blies ein scharfer und stechender Wind. Als sie aufgestanden waren, opferte Dryas dem Dionysos einen jährigen Widder, zündete ein großes Feuer an und

bereitete das Mahl. Indessen, während Nape Brot knetete und Dryas den Widder sott, hatten Daphnis und Chloe freie Muße; sie verließen das Haus und gingen in die Epheulaube, wo sie Schlingen und Leimruthen legten und noch eine Menge Vögel fingen, während sie zärtlich mit einander plauderten: „Ich bin um Deinetwillen gekommen, Chloe." „Ich weiß es, Daphnis." „Um Deinetwillen, Schöne, bringe ich diese armen Vögel um's Leben. Wie steht es um unsere Liebe? Hast Du mich nicht vergessen?" „Nein, bei den Nymphen, welchen ich in der Grotte geschworen habe, und in der wir uns wiedersehen werden, sobald der Schnee geschmolzen ist." „Ach Chloe, wie hoch ist dieser Schnee, werde ich nicht eher zerschmelzen als er?" „Sorge Dich nicht, Daphnis, die Sonne wird warm scheinen, und dann kommen die Primeln." „Ach, schiene sie schon so heiß, als das Feuer, das in meinem Herzen brennt!" „Spaßvogel, Du spottest mein und wirst mich eines Tages täuschen." „Nein, wahrhaftig nicht, bei den Ziegen, die Du Dir als Zeugen meines Schwurs ausgewählt hast."

Als Chloe in dieser Weise ihrem Daphnis nicht mehr und nicht weniger als Echo antwortete, rief Nape sie, und sie brachten ihren Fang, der noch weit größer war als am vorhergehenden Tage, und nach-

dem sie dem Dionysos die Opfergaben dargebracht hatten, setzten sie sich zu Tisch, mit Kränzen von Epheu auf ihren Köpfen. Als sie wohl gespeist und die Hymnen des Dionysos gesungen hatten, schickten sie endlich Daphnis heim, ihm seine Hirtentasche noch reichlich mit Brot und Fleisch spickend. Sie gaben ihm auch die Krammetsvögel und Holztauben, indem esi sagten, daß sie während des Winters so viel fangen könnten als sie wollten, da dem Epheu die Beeren nicht fehlen würden. So nahm denn Daphnis Abschied, indem er alle die Andern zuerst küßte, und dann erst Chloe. Sie wußte aber wohl warum.

Nach dieser Zeit kam Daphnis noch einige Male unter allerlei feinen Vorwänden, so daß ihnen der Winter doch nicht ganz ohne einige Liebesfreuden verging.

Als dann der Frühling kam, der Schnee schmolz, die Erde sich aufthat und das Grün hervorsprießen ließ, waren Daphnis und Chloe, die selbst einem größeren Hirten dienten, die ersten, welche ihre Heerden auf die Weide führten. Aber zuerst liefen sie in die Grotte zu den Nymphen, dann unter die Fichte zum Pan, dann unter die Eiche, wo sie sich niedersetzten und Hand in Hand die Heerden weiden sahen, endlich suchten sie Blumen, um Kronen für

die Nymphen zu winden. Aber durch die Lässigkeit des kleinen Schelmes Zephir und der Sonne, die sie beleben sollten, waren die Blumen noch zurück. Indessen fanden sie bereits Veilchen, Narcissen und Maiblumen, und daraus wanden sie Kränze für die Götter, brachten ihnen junge Milch und spielten leise auf ihrer Schalmei, als wollten sie die Nachtigallen ermuntern, zu singen. Sie antworteten ihnen auch aus dem Gebüsch, aber zuerst nur zwitschernd und zaghaft, als hätten sie durch das lange Schweigen ihren Gesang vergessen und müßten ihn von Neuem erlernen.

Und dann begannen auch die Schafe zu blöken, die Lämmchen drängten sich unter den Leib ihrer Mutter, die lustigen Ziegenböcke verfolgten die Ziegen, kämpften mit einander, und stießen sich mit den Hörnern wenn sie eifersüchtig waren, denn keiner litt, daß der andere ihm zu nahe trat. Alle Wesen freuten sich der Sonne und suchten einander.

Dieses Liebesgetümmel hätte in dem Herzen eines Greises das Feuer der Venus neu geweckt, wie viel mehr berührte es diese beiden jungen Menschen, die, seit langer Zeit unruhig, glühten und sich verzehrten von Allem, was sie sahen und hörten, als suchten sie voll Verlangen nach einem Etwas, das sie nicht finden könnten.

Besonders Daphnis, der während des müßigen Winters zu Hause groß und stark geworden war, bebte nach jedem Kuß und glaubte vergehen zu müssen, wenn er Chloe in seinen Armen hielt. Aber sie verstand ihn nicht, und er weinte, weil Alle um ihn herum glücklicher schienen als er.

Nicht weit von ihnen wohnte ein Mann, Namens Chromis, der sein eigenes Feld bebaute, schon über die Mitte der Jahre hinaus und gebrechlich war. Es wohnte bei ihm eine gewisse kleine Frau, jung und niedlich und zart, um so mehr, als sie aus der Stadt war, und hieß Lykänion. Sie sah jeden Morgen Daphnis seine Heerden vorübertreiben und Abends zurück zum Gehege, und sie hatte die größte Lust mit ihm anzuknüpfen. Sie paßte ihm immerfort auf, und als sie ihn eines Tages allein fand, schenkte sie ihm eine Syrinx, eine Scheibe Honig und eine Tasche von Hirschleder. Aber sie wagte noch nichts zu sagen, weil sie vermuthete, daß er Chloe liebte da sie Beide immer zusammen sah, obwohl sie nichts weiter davon wußte, als daß sie einander zugelächelt und sich Zeichen gemacht hatten. So trug es sich zu, daß Lykänion eines Morgens, obwohl sie zu einer Nachbarin gehen wollte, die sich in Kindesnöthen befand, den Liebenden Schritt auf Schritt folgte. Sich im Gebüsch verbergend, um

nicht bemerkt zu werden, sah sie Alles was sie thaten, hörte Alles was sie sprachen, und durchschaute sehr wohl, warum der arme Daphnis weinte. Es ging ihr sehr zu Herzen, und hin und wieder überlegend, daß sich ihr eine doppelte Gelegenheit böte Gutes zu thun, indem sie Daphnis und sich selbst zu Hülfe käme, ersann sie folgende List:

Am andern Morgen gab sie wieder vor, zu ihrer Nachbarin zu gehen, kam aber direct unter die Eiche, wo Daphnis uud Chloe saßen, und that sehr bestürzt und unruhig: „Ach! Daphnis, ich bitte Dich, hilf mir!“ sagte sie. „Von meinen zwanzig Gänsen hat mir ein Adler die schönste geraubt. Aber da sie zu schwer war, hat sie der Adler nicht auf jenen Felsen dort tragen können, wo sein Horst ist, sondern er ist mit ihr im Thal geblieben, dort im tiefen Wald; deshalb bitte ich Dich, lieber Daphnis, komm mit dahin — denn allein habe ich Furcht — und hilf mir, sie ihm wieder zu entreißen. Leide nicht, daß meine Zahl ungleich bleibt. Du kannst bei der Gelegenheit den Adler selbst tödten, so daß er auch Eure Lämmer nicht mehr holen kann, und Chloe hat indessen Acht auf die beiden Heerden. Deine Ziegen kennen sie so gut wie Dich, denn Ihr seid immer zusammen.“

Daphnis, nichts ahnend, erhob sich sogleich, nahm

seinen Schäferstab, und folgte Lykänion. Sie führte ihn weit von Chloe fort, in das dichteste Gebüsch, und neben einer Quelle setzte sie sich nieder und sagte: „Du liebst, Daphnis, Du liebst die Chloe. Die Nymphen haben es mir diese Nacht vertraut. Ich will Dich von Deinem Kummer befreien, um der Liebe zu den Nymphen willen, vorausgesetzt, daß Du gelehrig und wieder vergnügt bist."

Daphnis verlor vor Freude darüber alle Fassung, der arme Hirtenknabe, jung und verliebt, wie er war. Er warf sich vor Lykänion auf die Kniee und bat sie mit gefalteten Händen, zu thun, wie sie gesagt hatte, und als ob es sich um ein großes Geheimniß handle, gelobte er ihr dafür ein jähriges Lamm, frische Käse, Rahm und noch die Ziege dazu. —

Als Lykänion ihr Versprechen erfüllt hatte, lief Daphnis, unschuldig wie zuvor, so schnell davon, als ob er Furcht hätte, wieder zu vergessen. Aber als er seine Chloe fand, die ganz ruhig unter der Eiche saß und einen Veilchenkranz wand, fühlte er wieder Lust zu weinen, denn sie schien ihn so wenig zu errathen, daß er von Neuem allen Muth verlor. Er erzählte ihr also, wie er die Gans der Lykänion den Fängen des Adlers entrissen habe, und umarmte Chloe, die ihm den Veilchenkranz

aufsetzte, und sein Haar küßte, das ihr lieber war, als die Veilchen mit ihrem Duft. Dann gab sie ihm aus ihrem Körbchen getrocknete Weintrauben und etwas Brot, und zuweilen nahm sie ihm ein Stückchen vom Munde und aß es, wie die kleinen Vögelchen das Futter aus dem Schnabel ihrer Mutter nehmen.

Während Daphnis sich an diesem süßen Spiel beruhigte, und mehr Freude daran fand, als am Essen selbst, kam eine Fischerbarke die Küste lang. Es war ganz windstill, das Meer lag regungslos, weshalb sie emsig die Ruder gebrauchten, um in einige reiche Häuser in der Stadt, die Fische frisch gefangen, zu bringen. Wie die Schiffer, um ihre Arbeit zu erleichtern, die Gewohnheit haben, sang einer von ihnen ein Fischerlied, nach dessen Tact die Ruder sich bewegten, während die Andern in gemessenen Pausen, im Chor einfielen. Wenn sie in's offene Meer hinauskamen, so verlor sich in dieser Entfernung der Gesang, und die Stimmen verklangen in der Luft, aber wenn sie die Spitze einer Klippe umschifften, oder an eine der tiefen Buchten kamen, hörte man den Schlag der Ruder wieder deutlicher, und unterschied den Rhythmus ihres Liedes. Was aber noch hübscher anzuhören war, die Felswand, welche die Bucht schloß, nahm

die Melodie auf, und gab sie zurück, immer etwas später, wie Stimmen, die von der Erde dem fernen Gesange antworteten.

Daphnis, der wußte, wie es sich damit verhielt, betrachtete nur das Meer, hatte Vergnügen daran, die Barke so schnell wie ein Vogel dahin fliegen zu sehen, und versuchte etwas von dem Liede zu behalten, damit er es nachher auf seiner Flöte spielen könnte. Aber Chloe, welche nie den Wiederhall der Stimmen gehört hatte, den man Echo nennt, wandte den Kopf bald nach dem Meere zu, wo die Fischer sangen, bald nach dem Gehölz, um zu sehen, wer ihnen antwortete. Als sie vorüber waren, wurde es ganz still auf dem Meer und im Thale, und Chloe fragte Daphnis, ob es hinter der Felsenbucht noch ein anderes Meer, eine andere Barke und andere Fischer gäbe, die sängen. Er lächelte sanft, und küßte sie noch sanfter, dann setzte er ihr den Veilchenkranz auf, und begann ihr die Fabel der Echo zu erzählen, zum Lohn für diese schöne Geschichte, die sie hören werde, noch zehn andere Küsse von ihr verlangend.

„Der Nymphen Geschlecht ist mannichfach, o Jungfrau," sagte er; „die einen sind Waldnymphen, die anderen bewohnen die Wiesen und Gewässer; alle sind schön, und alle verstehen zu singen. Tochter

der einen von ihnen war einst Echo, sterblich, weil sie von einem sterblichen Vater war, schön als Tocher einer schönen Mutter. Sie wurde von den Nymphen ernährt, und von den Musen erzogen, die sie unterwiesen auf der Flöte zu spielen, die Leyer und Cither zu schlagen, und alle Arten von Gesängen. Sie war schön, in der Blüthe ihrer Jahre, sie tanzte mit den Nymphen, und sang mit den Musen, aber sie floh alle Männer, sowohl Götter als Menschen, da sie eine Jungfrau bleiben wollte.

Aber Pan gerieth in Zorn gegen sie, er war eifersüchtig, weil sie so schön sang, und aufgebracht, weil sie so spröde gegen ihn war.

Er regte also die Hirten und Schäfer gegen sie auf, daß sie sich wie Wölfe und wüthende Hunde auf das arme Mädchen stürzten, sie zerrissen und ihre Glieder umherstreuten, die voll von Harmonien waren. Durch die Vorsorge der Nymphen empfing sie die Erde und bewahrte ihren Gesang, ihre Stimme und ihre Melodien. Seit der Zeit ahmt sie, wie die Jungfrau es in ihrem Leben that, die Stimmen der Menschen, der Thiere und der Instrumente nach, und auch den Pan, wie er die Flöte spielt. Dieser, wenn er es hört, läuft und springt durch die Thäler und Berge, um den Schüler zu suchen, der sich

verbirgt und sein Spiel wiederholt, ohne daß er ihn sieht, noch kennt."

Als Daphnis diese Geschichte erzählt hate, küßte ihn Chloe, nicht bloß zehnmal, wie er verlangt hatte, sondern noch öfter. Denn Echo wiederholte getreulich Alles, was er sagte, als wollte sie Zeugniß ablegen, daß er die Wahrheit gesprochen hätte.

Die Hitze nahm mit jedem Tage zu, weil der Frühling zu Ende ging, und der Sommer anfing, und die neue Jahreszeit brachte wieder neue Vergnügungen für sie. Daphnis schwamm in den Flüssen, Chloe badete in den Quellen, Daphnis spielte die Flöte um die Wette mit den Pinien, in welchen der Wind leise und melodisch summte, Chloe sang mit den Nachtigallen, und jeder that sein Bestes. Zusammen fingen sie Schmetterlinge, fingen Cicaden, pflückeen Blumen, wiegten sich in den Zweigen der Bäume, aßen von ihren Früchten, und wenn sie müde waren, schliefen sie unter demselben Ziegenfell.

Während dieses Sommers, war große Verfolgung, und verliebtes Gedränge um Chloe, und man kam von allen Seiten, sie von Dryas zur Ehe zu verlangen. Jeder brachte Geschenke, und machte noch größere Versprechungen, so daß Nape, durch den Geiz verändert, Dryas rieth, sie zu verheirathen, und nicht länger ein so großes Mädchen im Hause

zu behalten; denn, sagte sie, wenn man sich nicht beeilt, ihr einen Mann zu geben, so könnte sie, wenn sie auf dem Felde die Heerde hütet, leicht zu Falle kommen, und wollte, um einiger Aepfel oder Rosen willen, irgend einen Schäfer heirathen. Es ist besser für sie, und für uns auch, sie bei einem tüchtigen Landbauer zur Herrin im Hause zu machen, und die Geschenke, die man bringt, für unsern eigenen Sohn zu behalten. Denn es war ihnen noch nicht lange ein kleines Knäblein geboren. Dryas ließ sich zuweilen durch diese Gründe beschwatzen, auch dadurch, daß Jeder ihm Gaben brachte, die weit über die Ansprüche einer einfachen Hirtin hinausgingen, aber wenn er dann nachher überlegte, daß Chloe gar nicht geboren wäre, um sich bäuerlich zu verheirathen, sondern daß sie eines Tages ihre Familie wiederfinden, und sie Alle glücklich machen würde, zögerte er immer den Freiern eine bestimmte Antwort zu geben, vertröstete sie von einer Jahreszeit auf die andere, und wurde indessen dick und fett von den Geschenken, die man ihm brachte.

Als Chloe dies hörte, war sie sehr unzufrieden, doch dauerte es lange, ehe sie Daphnis den Grund ihres Mißvergnügens sagte. Aber da er in sie drang und sie quälte, und sie sah, daß es ihn mehr bedrückte, nichts zu wissen, als wenn sie sich ihm

anvertraute, sagte sie ihm ganze Wahrheit: wie viel Freier sie verfolgten, und wie reiche! Die Worte, welche Nape immer gebraucht, um sie zu bestimmen, und daß Dryas zwar noch nicht eingewilligt, sondern Alles auf die Zeit der Weinlese verschoben hätte.

Als Daphnis diese Neuigkeiten gehört hatte, verlor er fast Sinn und Verstand, und sich auf die Erde werfend, fing er an zu weinen, und sagte, daß er sterben würde, wenn Chloe aufhörte hinaus zu kommen und mit ihm die Heerden zu weiden, und daß nicht er allein, sondern auch die Ziegen und Schafe vor Kummer sterben würden, eine solche Hirtin zu verlieren. Als er aber eine Weile nachgedacht hatte, faßte er wieder Muth, indem er sich sagte, daß er sie selbst haben könnte, da es ihm nicht schwer werden konnte, den Sieg über die Anderen davonzutragen. Eins nur beunruhigte ihn: Lamon war nicht reich, und dieser einzige Punkt schwächte seine Hoffnung. In jedem Fall aber beschloß er, was auch geschehen möchte, sie von Dryas als Frau zu verlangen, und Chloe war ebenfalls der Meinung. Doch aber wagte er zuerst nicht es dem Lamon zu sagen, sondern gestand Myrtale seine Liebe, und versuchte ihr eine Vorstellung davon zu geben, wie gern er Chloe heirathen möchte.

In der Nacht sprach Myrtale davon zu ihrem

Manne. Aber Lamon fand den Einfall sehr schlecht, und nannte seine Frau einfältig, mit der Tochter von armen Hirten, einen solchen jungen Burschen verheirathen zu wollen, dem, wie sie wohl wüßte, die Sachen, die sie mit ihm gefunden hätten, ein ganz anderes Loos versprächen, daß die Seinigen ihn jedenfalls eines Tages anerkennen würden, und nicht allein sie Alle von der Dienstbarkeit befreien, sondern zu Herren derselben Besitzungen machen würden, auf der sie jetzt als Sclaven dienten.

Myrtale, in Furcht, daß der Knabe, den die Liebe den Kopf verrückt hatte, zu irgend einem lebensgefährlichen Entschluß kommen könnte, wenn ihm alle Hoffnungen genommen würden, ersann allerlei Vorwände: Wir sind arm, mein Kind, sagte sie, und gebrauchen eher eine Tochter, die uns etwas zubringt, als eine, der wir geben müssen, sie aber im Gegentheil sind reich, und wollen doch noch einen reichen Mann für sie. Geh' aber hin, thue das Deinige bei Chloe, und sie bei ihrem Vater, daß er nicht zu viel von uns verlangt, und daß er sie Dir zur Frau giebt. Chloe liebt Dich, das ist gewiß, und schläft gewiß lieber mit Dir, der Du arm und schön bist, als mit einen von Jenen, die reich sind, und häßlich, wie die Meerkatzen."

Myrtale glaubte ihn auf diese Weise sanft be-

ruhigt zu haben, denn sie hielt sich versichert, daß, wenn Dryas so viel reichere Partien in der Hand hätte, er niemals seine Einwilligung geben würde. Daphnis, der sich nicht gerade über diese Antwort beklagen konnte, aber sich so weit von der Erfüllung sah, that, was die Liebenden, die arm sind, gewöhnlich zu thun pflegten, er weinte und klagte, und rief zu den Nymphen, die ihm auch wirklich in der folgenden Nacht, als er schlief, erschienen, ganz in derselben Weise, wie das erste Mal, und von welchen die Aelteste ihm sagte:

„Die Sorge für Deine Heirath mit Chloe geht einen andern Gott an; wir aber wollen Dir geben, was nöthig ist, um Dryas zu gewinnen. Das Schiff der Methymnäer, von welchem Deine Ziegen das Weidenband zernagt hatten, wurde an dem Tage vom Sturm weit in's Meer hinein gerissen, andere Winde aber warfen es in der Nacht wieder an die Küste, die Wogen spülten Alles heraus, was darin war, und trieben es mit den Trümmern allmählich an's Land. Darunter befand sich ein Seckel mit tausend Drachmen, und er liegt noch da, von Algen bedeckt, neben einem todten Delphin, welcher durch seinen Gestank Ursache gewesen ist, daß kein Vorübergehender sich der Stelle näherte, sondern so schnell wie möglich der verpesteten Athmosphäre

entfloh. Gehe hin, nimm die Börse, und gieb sie Dryas. Für jetzt ist es genug, um zu zeigen, daß Du nicht arm bist, aber es kommt eine Zeit, wo Du reich sein wirst."

Sobald sie diese Worte gesprochen hatte, verschwand sie mit der Nacht, und der Tag brach an. Daphnis stand auf, höchst erfreut, trieb seine Heerden hinaus, und nachdem er Chloe geküßt und die Nymphen gegrüßt hatte, lief er, so schnell er konnte, an's Ufer des Meeres. Da umherwandernd sah er sich überall um, ob er den Beutel nicht fände, und wirklich hatte er auch keine große Mühe, denn er roch schon von fern den todten Delphin, und seine Nase führte ihn sogleich an die richtige Stelle. Als er die Algen zurückgeworfen hatte, fand er darunter den vollen Seckel, den er aufnahm und in seinen Hirtensack steckte. Aber er verließ die Stelle nicht, ohne die Nymphen angebetet und ihnen, ja selbst dem Meere gedankt zu haben; denn so sehr Schäfer er auch war, jetzt liebte er das Meer, und es erschien ihm sanfter und gütiger, als selbst die Erde, da es ihm zur Ehe mit seiner süßen Freundin half. Dann aber von dem Gelde berauscht, wartete er nicht länger, und sich nun für reicher erachtend, nicht allein wie alle Bauern aus der Umgegend, sondern wie alle Lebenden, lief er direct zu Chloe,

erzählte ihr seinen Traum, zeigte ihr den Beutel, und beauftragte sie, beide Heerden bis zu seiner Rückkehr zu hüten. Nun nahm er seinen Lauf zu Dryas, den er auf der Tenne, mit seiner Frau Nape Getreide schwingend, fand. Er hielt ihm sogleich folgende Anrede:

„Gieb mir Chloe zur Frau. Ich weiß schön auf der Syrinx zu spielen, ich weiß die Weinstöcke und die Bäume gut auszuschneiden, das Land zu ackern, das Getreide gegen den Wind zu schwingen und wie ich die Heerden zu weiden verstehe, kann Chloe selbst am besten bezeugen. Man übergab mir im Anfang fünfzig Ziegen, ich habe sie auf das Zweidoppelte gebracht, und zehn große und schöne Ziegenböcke erzogen, außerdem bin ich jung und Euer Nachbar, über den Niemand sich wird beklagen können. Eine Ziege hat mich ernährt, wie Chloe ein Schaf, und obwohl ich schon um vieler anderer Dinge willen verdiente den Anderen vorgezogen zuwerden, gebe ich Dir auch mehr als sie. Sie geben Dir — sie — einige Ziegen, einige Hammel, einige Paar räudige Ochsen, Getreide kaum genug, um drei Hennen zu ernähren; aber ich — hier dreitausend Drachmen. Nur bitte ich Dich Niemand davon etwas zu sagen, selbst nicht meinem Vater Lamon."

Als er dies gesagt hatte, übergab er ihm das Geld und umarmte ihn.

Dryas und Nape, die eine so große Summe Geldes noch nie zusammen gesehen hatten, versprachen ihm Chloe sogleich und sagten, daß sie Lamon schon bereden würden, in die Heirath zu willigen. So half also Daphnis der Nape die Ochsen auf der Tenne umherzutreiben, um das Getreide aus den Aehren zu stampfen, während Dryas, nachdem er zuerst den Seckel mit dem Gelde eingeschlossen hatte, geraden Weges zu Lamon und Myrtale ging, in aller Form um ihren jungen Sohn zu werben.

Er fand sie beschäftigt, die Gerste nach dem Worfeln zu messen, und sie klagten, daß sie mit Mühe wieder so viel heraus bekommen, als sie gesäet hätten. Er tröstete sie, indem er sagte, daß die Ernte überall schlecht wäre, dann bat er Daphnis von ihnen zum Manne für Chloe und: wie viel auch Andere ihm anbieten und schenken möchten, um sie zu erhalten, von ihnen wolle er nichts haben, im Gegentheil wäre er noch bereit, ihnen von dem Seinigen zu geben. Denn, sagte er, sie sind zusammen aufgewachsen, und ihre Heerden zusammen weidend, haben sie einander in solche Freundschaft genommen, daß es grausam wäre, sie jetzt zu trennen, wo sie in dem Alter sind, Mann und Frau werden zu können. Mit diesen und noch vielen anderen Gründen drang er in sie als derjenige der

zum Lohn für seine Ueberredung dreitausend Drachmen erhalten hatte.

Lamon, der sich nun nicht länger mit seiner Armuth entschuldigen konnte, da die Eltern des Mädchens selbst ihn baten; wollte trotzdem den Grund seiner Weigerung nicht sagen, welcher war, daß solche Verwandtschaft nicht für Daphnis passe, als er daher ein Weilchen nachgedacht hatte, sagte er: Ihr seid rechtschaffene Leute Eure Nachbarn Fremden vorzuziehen, und nicht den Reichthum höher zu schätzen als die ehrliche Armuth. Möchten Pan und die Nymphen Euch dafür belohnen!

Was mich betrifft, so versichere ich, daß ich die Heirath eben so sehr wünsche als Ihr, denn da ich alt bin und der Stütze bedarf, und Chloe ein schönes und gutes Mädchen ist, so wäre es unvernünftig, mich ihrer nicht zu freuen; aber ich bin Sclave, ich habe nichts, über das ich verfügen könnte, mein Herr muß es wissen und einwilligen. Ich bitte Euch also, laßt uns die Hochzeit bis zur Weinlese aufschieben, da nach den Reden der Leute, die aus der Stadt kommen, unser Herr zu dieser Zeit hier sein wird; bis dahin mögen sie sich wie Bruder und Schwester lieben. Aber willst Du, daß ich es Dir gestehe? Du verlangst Jemand zum Schwiegersohn, der weit mehr ist als wir.“ Als er

dies gesagt hatte, küßte er Dryas und bot ihm zu trinken, und da es schon Nachmittag war, begleitete er ihn ein Stück Weges.

Aber Dryas, dem die letzten Worte des Lamon nicht in's taube Ohr gegangen waren, grübelte im Weitergehen darüber nach, wer Daphnis wohl sein könnte: „Eine Ziege war seine Amme, die Götter trugen Sorge um ihn. Er ist schön und gleicht nicht im Geringsten diesem stumpfnasigen Greise, noch seiner kahlköpfigen Frau. Er fand dreitausend Drachmen, als er sie nöthig hatte, denn ein Ziegenhirt hat kaum so viel Holzbirnen. Ist er nicht vielleicht ausgesetzt wie Chloe? Könnte nicht Lamon ihn mit ähnlichen Erkennungszeichen gefunden haben wie ich die Kleine? O, Pan, o Nymphen, wenn es so wäre! Dann würde Daphnis wahrscheinlich eines Tages von den Seinigen erkannt werden und hülfe uns, die Eltern der Chloe zu finden."

So mit sich rathschlagend, kam Dryas zu seiner Hütte, wo er Daphnis fand, der in großer Unruhe auf die Nachricht wartete, die er bringen würde. Er tröstete ihn, indem er ihn schon von fern mit dem Namen: Schwiegersohn rief; versprach ihm unfehlbar die Hochzeit zur nächsten Weinlese und gab ihm die Hand darauf, daß Chloe nie einem

Andern gehören solle als ihm. Daphnis lief sogleich ohne essen oder trinken zu wollen, zu ihr, und als er sie gefunden hatte, die eben ihre Schafe melkte und Käse bereitete, verkündete er ihr die Freudenbotschaft ihrer zukünftigen Heirath, und von da an scheute er sich nicht mehr, sie vor aller Welt zu küssen, wie seine Braut, und half ihr bei all' ihren Besorgungen: die Schafe in die Hürden bringen, die Milch abrahmen, um daraus Käse zu machen, und die Lämmer zu ihren Müttern bringen. Wenn sie das Alles gethan hatten, badeten sie, aßen, tranken, und dann galt es jetzt die reifen Früchte abzunehmen, welche es im Ueberfluß gab, denn es war Ende August und der Herbst in seiner Fülle: eine Menge Birnen, Mispeln und Azerolen, auch Quittenäpfel, theils abgefallen, theils noch an den Zweigen. Die auf der Erde lagen, dufteten aromatischer, auf dem Baum waren sie frischer, die einen rochen wie Malvasier, die anderen glänzten wie Gold.

Unter diesen Apfelbäumen war einer bereits ganz abgeerntet, und hatte nicht Früchte nicht Blätter mehr. Die Zweige waren kahl, und nur in der äußersten Spitze des höchsten Astes war ein einziger Apfel sitzen geblieben. Der prächtige dicke Apfel war schöner als irgend ein anderer; aber der

die übrigen gepflückt, hatte nicht so hoch zu steigen gewagt, oder vielleicht war dieser schönste auch für einen verliebten Schäfer aufbewahrt. Daphnis hatte ihn kaum gesehen als er beschloß, ihn herunter zu holen. Chloe wollte ihn zurückhalten, aber er gab nicht nach; weshalb sie, furchtsam und schmollend, von ihm nicht gehört zu werden, zu ihren Heerden lief, während Daphnis in den Gipfel des Baumes stieg, den Apfel erreichte, ihn pflückte und ihr brachte. Als er sie unzufrieden sah, sagte er schmeichelnd: „O Jungfrau, sieh diesen Apfel an; in den schönen Sommertagen ist er geboren, ein starker Baum hat ihn genährt, und dann von der Sonne gereift, hat das Glück ihn aufbewahrt. Ich wäre blind gewesen, ihn nicht zu sehen, und dumm, ihn sitzen zu lassen, denn entweder wäre er herabgefallen und unter die Füße der Thiere getreten, von einer Schlange vergiftet, die sich am Wege ringelte, oder er wäre da oben geblieben, angesehen, bewundert, begehrt und endlich mit der Zeit verdorben. Ein Apfel wurde der Aphrodite als der Schönsten gegeben: Du verdienst auch diesen Preis. Und da Ihr von gleicher Schönheit seid, habt Ihr gleiche Richter. Paris war Schäfer, ich bin Ziegenhirt.“

Als er das gesagt hatte, warf er Chloe den

Apfel in den Schooß, und sie, als er sich ihr näherte, umarmte ihn zärtlich, und er bereute nicht, so hoch geklettert zu sein, denn nach seiner Meinung war ein Kuß von ihr mehr werth, als die goldenen Aepfel der Hesperiden.

Viertes Buch.

Indessen schickte Lamon's Herr einen seiner Sclaven aus der Stadt, um ihm die Nachricht zu bringen, daß er zur Weinlese kommen werde und um zu sehen, ob der Krieg seinen Besitzungen keinen Schaden zugefügt hätte; auf welche Veranlassung Lamon, da die Saison vorgerückt und die Zeit der Hitze vorüber war, Haus und Garten in Stand setzte, damit sein Gutsherr nichts sähe, was seinen Augen nicht angenehm wäre. Er reinigte die Quellen, damit das Wasser klarer und heller riesele; er räumte den Düngerhaufen vom Hofe fort, damit der schlechte Geruch ihn nicht beleidige, und brachte den Obstgarten in schönste Ordnung.

Es ist wahr, daß dieser Garten an sich eine schöne und lustige Anlage war und wohl mit der Pracht der königlichen Gärten wetteifern konnte. Er

erstreckte sich ungefähr ein Stadion in die Länge und war köstlich gelegen; in der Breite hatte er fünfhundert Fuß, so daß er dem Auge wie ein längliches Viereck erschien. Alle Sorten Bäume fand man da, Aepfel, Quitten, Azerolen, Birnen; auch Myrten, Granaten, Feigen, Olivenbäume, und an einigen Orten, wo der Wein hoch an den Apfel und Birnbäumen hinaufgestiegen war, reiften Früchte und Trauben zusammen, und Baum und Weinstock schienen sich gegenseitig die größere Fruchtbarkeit streitig zu machen. Dies waren die cultivirten Bäume, aber es gab auch andere, die keine Früchte trugen und von selbst gediehen, Platanen, Lorbeerbäume, Cypressen, Pinien, und um diese, anstatt des Weins, rankte sich Epheu, dessen dicke schwärzliche Beeren den Weintrauben ähnlich waren. Die Fruchtbäume standen im Mittelpunkt des Gartens, wie um besser geschützt zu sein, die unfruchtbaren am Saum des Gartens, rings herum wie ein Wall, und das Ganze war von einer Mauer von behauenen Steinen eingeschlossen. Alles war gut gepflegt und gehalten, die Bäume, deren Stämme in gehöriger Entfernung von einander standen, waren in der Höhe mit den Zweigen so verschlungen, daß, was Natur war, künstlich geordnet erschien. Dann gab es große Blumenbeete, mit Rosen, Nelken und Lilien,

welche die Kunst des Gärtners gezogen hatte, andere mit Veilchen, Narcissen und Gänseblümchen, von der Natur freiwillig hervorgebracht. Kurz, es gab dort Schatten im Sommer, Blumen im Frühling, Früchte im Herbst, und zu allen Zeiten Genüsse.

Man übersah von dort eine weite Ebene, wo die Hirten ihre Heerden weideten, und die Thiere sich in Feld und Wiese umhertummelten; darüber fort in's offene Meer, wo die Barken die Küste entlang kamen und gingen, ein immer wechselndes Vergnügen neben den anderen Annehmlichkeiten dieses Aufenthalts. Und gerade in der Mitte des Parks, wo die beiden Alleen sich kreuzten, die ihn der Länge und Breite nach durchschnitten, stand ein Tempel des Dionysos mit einem Altar, der Altar ganz bekleidet von Epheu, der Tempel von Wein umrankt. Drinnen war die Geschichte des Dionysos gemalt, Ariadne, die schlief, Semele, welche niederkam, Lykurgos gefesselt, Pentheus zerrissen, die Indier bekämpft, die Tyrrener in Delphine verwandelt, überall Satyre, scherzend bei der Weinlese und dem Pressen, überall Bacchantinnen, welche Tänze aufführten. Pan war dabei nicht vergessen, er saß auf einem Felsen und blies die Syrinx, so daß es aussah, als tanzten und sprängen die Bacchanten und Satyre nach seinen Melodien.

Der Obstgarten, auf solche Weise schon von der Natur begünstigt, wurde von Lamon noch fort und fort verschönert, er schnitt die trockenen Zweige von den Bäumen ab, entfernte das todte Laub und hob die Weinranken auf, die gefallen waren. Alle Tage setzte er dem Dionysos eine neue Blumenkrone auf, leitete das Wasser der Fontaine zwischen die Blumenterrassen, denn es gab in diesem Garten eine lebendige Quelle, die Daphnis entdeckt hatte. Deshalb nannte man sie die Quelle des Daphnis, und tränkte mit ihrem Wasser die Blumen. Und Daphnis empfahl Lamon, seine Ziegen so gut als möglich zu verpflegen, denn der Herr werde nicht verfehlen, sie anzusehen wie alles Andere, da er seinen Viehstand lange nicht besichtigt hätte.

Aber Daphnis hatte keine Furcht, daß irgend Jemand, der seine Heerde sähe, sie nicht loben würde, denn er hatte sie um's Doppelte vermehrt, und hatte zweimal so viel Ziegen aufzuweisen, als ihm übergeben waren, der Wolf hatte keine einzige geraubt, und sie waren besser im Stande und fetter als Gänse.

Aber damit sein Herr besondere Zuneigung zu ihm fassen möchte, um seiner beabsichtigten Heirath willen, wendete er die größte Mühe, Sorge und Aufmerksamkeit an, die Ziegen noch schöner zu machen,

indem er sie mit dem frühesten Morgen auf die Felder führte, und erst spät wieder heim. Zweimal täglich ließ er sie trinken und suchte ihnen die Orte, wo es das beste Futter gab; er dachte auch daran, neue Milcheimer und größere Käsehürden zu machen, endlich, so lagen die Ziegen ihm am Herzen, salbte er ihnen die Hörner und kämmte ihnen das Haar. Wenn man sie sah, hätte man sagen mögen, es sei die geheiligte Heerde des Gottes Pan. Chloe übernahm die Hälfte der Arbeit, und ihre Schafe vergessend, war sie die meiste Zeit um die Ziegen bemüht, und Daphnis glaubte, daß sie so schön aussähen, weil Chloe sie mit ihren Händen berühre.

Als sie so beschäftigt waren, kam ein zweiter Botschafter, um zu sagen, daß sie mit dem Nächsten die Weinlese halten möchten, und daß er den Auftrag hätte, da zu bleiben, bis der Wein gekeltert wäre, um dann zurückzukehren und ihre Herren zu holen, die erst gegen das Ende des Herbstes kommen würden, um die letzten Trauben zu pflücken. Dieser Bote hieß Eudromos, was so viel heißen will als Läufer, denn es war seines Amtes, überall hin zu laufen, wohin man ihn schickte. Jeder beeiferte sich, ihm die bestmöglichste Aufnahme zu bereiten. Indessen begaben sich Alle an die Weinlese, und in wenigen Tagen waren die Weinstöcke ihrer Früchte

entkleidet, die Trauben getreten und der Wein in der Kelter. Aber die schönsten Trauben ließen sie am Stock für die, welche aus der Stadt kommen würden, damit sie von dem Vergnügen der Weinlese ein Bild hätten und dächten, sie wären dabei gewesen.

Als Eudromos im Begriff war wieder fort zu laufen, machte ihm Daphnis allerlei Geschenke, wie sie ein Ziegenhirt zu geben hat; schöne Käse, ein kleines Ziegenlamm und ein weißes Ziegenfell mit langem Haar, um es im Winter umzuhängen, wenn er sich auf den Trab machte; womit Eudromos wohl zufrieden war, Daphnis küßte, und ihm versprach, seinem Herrn alles Gute der Welt von ihm zu erzählen. Also kehrte der Läufer nach der Stadt zurück, von ihnen Allen wohlgelitten, während Daphnis mit Chloe sorgenvoll auf den Feldern weidete. Denn sie hatte mindestens so viel Furcht für ihn, als er selbst, wenn sie daran dachte, daß er ein junger Hirt wäre, der nichts gesehen hatte als seine Ziegen, die Berge, die Bauern und Chloe, und nun bald seinem Herrn unter die Augen treten sollte, von welchem er bis jetzt kaum den Namen hatte nennen hören. Es beunruhigte sie auch, wie er zu diesem Herrn sprechen würde, und sie war in großer Beklemmung in Betreff ihrer Heirath, fürchtend

daß sie wie ein Traum in Rauch aufgehen würde, so daß, um dieser Gedanken willen, ihre gewöhnlichen Küsse mit Furcht gemischt und ihre Umarmungen sorgenvoll waren. Oder sie hielten einander lange in den Armen, als wäre dieser Herr schon gekommen und wollte sie trennen. Als sie sich in dieser Pein befanden, überkam sie noch ein neues schlimmes Begebniß.

Es wohnte nicht weit davon ein Rinderhirt, Namens Lampis, von Natur boshaft und verwegen, der Chloe auch verfolgte, um sie zur Ehe zu verlangen, und Lamon deswegen verschiedene Geschenke gemacht hatte. Dieser nun, als er Wind davon bekam, daß Daphnis sie heirathen sollte, vorausgesetzt, daß der Gutsherr damit zufrieden wäre, sann auf Mittel, diesen Herrn gegen sie aufzubringen, und da er wußte, daß er vor Allem großes Vergnügen an seinem Garten hatte, beschloß er diesen zu verderben und zu verwüsten, so viel er könnte. Aber wenn er die Bäume hätte abhauen wollen, würde man ihn gehört und überrascht haben, er dachte also lieber den Blumen Schaden zuzufügen. So erwartete er die Nacht, und über die kleine Mauer kletternd, begann er die Blumen auszureißen, abzubrechen, umherzustreuen und darauf herum zu tram-

peln wie ein Eber. Dann machte er sich leise wieder davon, und keine Seele bemerkte ihn.

Als Lamon, wie gewöhnlich, mit Tagesanbruch in den Garten trat, um den Blumen Wasser zu geben, und den ganzen Ort so entsetzlich verwüstet fand, daß ein Feind im offenen Kriege, der gekommen wäre, um Alles auszuplündern, es nicht schlimmer hätte thun können; zerriß er seine Jacke und schrie: „O Götter!“ so laut, daß Myrtale Alles fallen ließ, was sie in den Händen hielt, und herbeilief. Daphnis, der im Begriff war, seine Heerden auszutreiben, rannte auch wieder zurück, und als sie die große Zerstörung sahen, fingen sie Alle an zu schreien und zu lamentiren, aber vergebens waren alle ihre Klagen.

Und sie weinten, nicht blos, weil sie den Zorn ihres Herrn fürchteten, sondern ein Fremder selbst, den es gar nichts anging, hätte wohl geweint, einen so schönen Ort so verwüstet zu sehen; der Boden zerstampft, die Blumen umhergestreut, deren kaum eine der Bosheit des Neidhammels entgangen war, ihre lebhaften Farben bewahrt hätte, oder welkend noch schön gewesen wäre. Die Bienen schwärmten umher, unaufhörlich summend, als ob auch sie die Zerstörung beklagten, und Lamon jammerte ganz verzweifelt: „O, meine schönen Rosenstöcke, wie sie

abgebrochen sind! O, meine Levkoyen, wie sie zertreten sind! Meine Hyazinthen und meine Narcissen sind ausgerissen! Welch' schlechter Mensch hat mir das thun können. Der Frühling wird kommen, aber hier wird nichts blühen, der Sommer kehrt wieder aber dieser Garten steht schmucklos, im Herbst wird nicht so viel da sein, um nur einen Strauß zu schneiden. Und Du, Dionysos, hast Du kein Mitleid mit diesen armen Blumen gehabt, die man so in Deiner Gegenwart, vor Deinen eigenen Augen zerstört hat, und von welchen ich Dir so viele Kränze gemacht habe! Wie kann ich nun meinem Herrn den Garten zeigen? Was wird er sagen, wenn er diesen erbärmlichen Zustand sieht? Wird er mich unglücklichen Greis nicht, wie Marsias, an einer dieser Fichten aufhängen? Und wenn er das gethan hat, nicht auf's Gerathewohl Daphnis daneben, weil er denkt, er hätte auch besser aufpassen können?"

Diese Thränen und Klagen des Lamon verdoppelten ihnen Allen die Trauer, weil sie nun nicht blos den Verlust der Blumen bejammerten, sondern auch die Gefahr für ihre eigene Person. Chloe wehklagte über ihren armen Daphnis, wenn er gehangen würde, flehte zu den Göttern, daß der erwartete Gutsherr nicht kommen möchte, und der Tag verging langsam und voll Sorge.

Am Abend kam Eudromos gelaufen, ihnen anzuzeigen, daß der alte Herr erst in drei Tagen ankommen würde, aber der junge, der sein Sohn war, schon morgen. Nun fingen sie an mit einander zu berathen, was sie diesem Ereigniß gegenüber thun sollten, und beriefen zu diesem Rath Eudromos, der Daphnis wohlwollte und der Meinung war, daß sie ihrem jungen Herrn die Sache erzählten, wie sie gekommen sei. Er versprach ihnen beizustehen, was er sehr wohl thun konnte, da er seines Herrn Milchbruder war, und bei ihm sehr in Gunst stand, that auch den andern Tag, wie er versprochen hatte. Denn Astylos kam am andern Morgen zu Pferde, und einer seiner lustigen Gefährten, die er mitbrachte, um die Zeit zu verkürzen, ebenfalls zu Pferde. Astylos war ein junger Mann, dem der Bart eben zu sprossen begann, der andere schoor ihn schon lange. Sobald der junge Herr angekommen war, warfen sich ihm Lamon mit Myrtale und Daphnis zu Füßen und beschworen ihn, mit einem armen Greise Mitleid zu haben und ihn vor dem Zorn seines Vaters zu retten, indem sie ihm erzählten, wie Alles gekommen war. Astylos hatte Mitleid, ging in den Garten, und als er die Verwüstung gesehen hatte, versprach er sie zu entschuldigen und die Schuld auf sich zu nehmen, er

würde sagen, daß seine Pferde sich losgerissen und gerade den schönsten Theil des Gartens zerstört hätten.

Für diese gnädige Antwort richteten Lamon und Myrtale Gebete an die Götter, ihm Alles zu gewähren, was sein Herz wünschte. Aber Daphnis brachte ihm schöne Geschenke, Vögel mit ihren Jungen, Käse, kleine Zicklein, Trauben noch an der Rebe, Aepfel noch am Zweig, und auch von dem köstlich duftenden Wein, den Lesbos hervorbringt und der sich schöner trinkt als irgend ein anderer. Astylos lobte seine Geschenke uud wußte ihm vielen Dank dafür, und indessen er seinen Vater erwartete, ergötzte er sich, nach Hasen zu jagen, wie ein junger Mann aus gutem Hause, der immer neuen Zeitvertreib sucht und gekommen war, um die Landluft zu genießen.

Gnathon aber, sein Gefährte, war ein Gourmand, der nichts Anderes zu thun wußte, als zu essen und zu trinken bis zum Rausch, mit einem Wort ganz Kehle und und ganz Bauch. Diesem Wüstling hatte Daphnis, als er Astylos die Geschenke brachte, so über alle Maßen gefallen, daß er wünschte ihn mit sich in die Stadt zu nehmen, und nachdem er sich geweigert hatte mit Astylos zu jagen, heimlich zu ihm kam, ihn zu überreden.

Als er Daphnis, der seine Heerden weidete, gefunden hatte, lobte er, um ihn zu gewinnen, zuerst seine Ziegen, bat ihn, auf seiner Flöte ein Hirtenlied zu spielen, und versprach ihm in Kurzem die Freiheit zu verschaffen, da er großen Einfluß auf seinen jungen Herrn hätte.

Aber wie er auch in ihn dringen mochte, Daphnis hatte einen Widerwillen gegen ihn und weigerte sich, was Gnathon dermaßen aufbrachte, daß er die Hand gegen ihn erhob und zur Einwilligung zwingen wollte. Aber Daphnis stieß ihn, der sich vor Trunkenheit kaum auf den Füßen zu erhalten vermochte, zurück, so daß er der Länge nach hinfiel, und dann entfliehend wie ein junger Hirsch, überließ er es irgend Jemand, ihm aufzuhelfen. Von da an führte Daphnis seine Heerden bald an diesen, bald an jenen Ort, und vermied ihn eben so ängstlich, als er Chloe aufsuchte.

Gnathon ließ ebenfalls von der Verfolgung ab, da er ihn nicht blos als einen schönen, sondern als einen starken und kecken jungen Burschen erkannt hatte; aber er wartete auf eine Gelegenheit, mit Astylos zu sprechen, und spitzte sich darauf, daß der junge Mann ihm mit dem Daphnis ein Geschenk machen würde, da jener gewohnt war, ihm nichts zu verweigern. Aber der Augenblick war nicht

günstig, denn Dionysophanes und seine Frau Klearisté kamen an, und es war auf dem Hof und im Hause großer Tumult von Pferden, Dienern, Herren und Damen; aber für den ersten Moment, wo er ihn allein fand, bereitete er ihm die schönste Standrede vor.

Dionysophanes hatte zwar schon halb gebleichtes Haar, aber im Uebrigen war er ein großer, stattlicher Mann von noch jugendlichem Aussehen, reich wie irgend einer seiner Mitbürger in der Stadt und von vortrefflichem Herzen. Am ersten Tage seiner Ankunft opferte er den ländlichen Gottheiten, der Demeter, dem Pan, Dionysos, den Nymphen, und bereitete seiner ganzen Familie ein Fest. Die folgenden Tage besuchte er die Felder, welche dem Lamon übergeben waren, und da er sie gut bearbeitet fand, den Wein trefflich gehalten, den Obstgarten schön und einträglich — denn den Unfall hatte Astylos auf sich genommen — war er sehr erfreut, Alles in so guter Ordnung zu finden; er lobte den Lamon und versprach ihm die Freiheit.

Als er dies besichtigt hatte, wollte er auch die Ziegen und ihren Hirten sehen. Chloe, die Furcht und Scheu vor einer so großen Versammlung hatte, entfloh und verbarg sich im Gebüsch. Daphnis blieb und trat hervor; die Schultern bedeckt von

einem Ziegenfell mit langem Haar, an der Seite eine ganz neue Hirtentasche, in der einen Hand schöne frisch gemachte Käse, an der andern zwei Milchlämmer. Wenn Apollon jemals, wie man sagt, die Rinder des Laomedon weidete, so war er anzuschauen wie nun Daphnis, der, ohne ein Wort zu sagen, aber das Gesicht sanft geröthet und die Augen gesenkt, sich vor seinem Herrn verneigte, und ihm seine Gaben bot, während Lamon das Wort nahm: „Dieser ist es, o Herr, der Deine Ziegen weidet. Du hattest mir fünfzig mit zwei Ziegenböcken übergeben, er hat Dir hundert Ziegen und zehn Böcke erzogen. Siehst Du, wie fett sie sind und wie gut in der Wolle sie stehen, und wie heil und schön ihre Hörner sind! Er hat sie unterrichtet, und alle sind gewöhnt, auf den bloßen Ton der Flöte zu thun, was man will."

Kleariste, die anwesend war, hatte Lust, den Beweis davon zu sehen. Sie befahl Daphnis, daß er auf seiner Flöte spiele, wie er zu thun pflegte, um seine Ziegen zn locken, und versprach ihm, wenn er es gut machte, einen neuen Mantel, einen Leibrock und Sohlen. Daphnis darauf, unter der Eiche stehend und die ganze Gesellschaft wie in einem Amphitheater um ihn herum, zog die Flöte aus

seiner Hirtentasche und blies zuerst ganz leise hinein; sogleich blieben die Ziegen stehen und reckten ihre Köpfe in die Höhe; dann blies er das Weidelied, und sogleich steckten sie die Nasen in's Gras und fingen an zu fressen; darauf gab er einen sanften, langgezogenen Ton, und ohne Besinnen lagerten sie sich, einen andern klar und scharf, und sie flohen in das Gehölz, wie bei der Annäherung eines Wolfes, endlich einen rufenden Ton, und sogleich kamen sie wieder hervor und lagerten sich zu seinen Füßen.

Kriegsleute können den Befehlen ihres Generals nicht prompter gehorchen, als die Ziegen dem Klange seiner Flöte, worüber alle die Anwesenden voller Erstaunen waren, ganz besonders Kleariste, welche schwur, daß sie dem Ziegenhirten, der so schön wäre und so gut die Flöte zu spielen verstände, alles geben wollte, was sie versprochen hätte. Dann kehrten sie Alle in's Haus zurück, speisten und schickten Daphnis von Allem, was ihnen servirt war, welches er mit Chloe aß, vergnügt, einmal Gerichte zu kosten, die nach städtischer Weise zubereitet waren. Im Uebrigen hatten sie die beste Hoffnung zur Gunst ihres Herrn, und dadurch zu ihrer Heirath zu gelangen.

Aber Gnathon benutzte den Moment, als Astylos

allein im Garten spazieren ging, führte ihn in den Tempel des Bacchus und begann dort ihm Hände und Füße zu küssen, so daß Astylos ihn ganz erstaunt fragte, warum er das thue, worauf er anhub: „Um den armen Gnathon ist es geschehen. Er der früher nichts so Liebenswerthes kannte als einen vollen Krug alten Weins, und welchem Deine Köchinnen die Blüthe der Schönheit von Mitylene erschienen, findet nichts mehr schön noch liebenswürdig, als Daphnis allein in der Welt. Ja, ich möchte eine seiner Ziegen sein und ließe das Beste, was Deine Tafel bietet: Fleisch, Fisch, Früchte und Leckereien, um beim Ton seiner Flöte Kraut zu essen und unter seinem Hirtenstabe Blätter zu nagen. Aber Du, o Herr, kannst Deinem armen Gnathon das Leben retten, wenn Du mir den Ziegenhirten Daphnis schenkst, um ihn mit mir in die Stadt zu nehmen. Verweigerst Du ihn mir aber, so schwöre ich Dir, sobald ich gegessen haben werde, nehme ich mein Messer, gehe vor Daphnis' Thür und ersteche mich ohne alle Umstände, und Du wirst Niemand mehr haben, zu dem Du sagen kannst: Mein kleiner Gnathon, Gnathon mein Freund."

Astylos fing bei diesen Worten an zu lachen und sagte, er wäre ein großer Redner geworden, suchte auch Gelegenheit, mit seinem Vater zu sprechen.

Aber Eudromos hatte aus einem Versteck ihre ganze Verabredung gehört, und da er große Zuneigung für Daphnis fühlte und traurig war, daß er einem solchen Trunkenbolde überlassen werden sollte, lief er sogleich hin, um Daphnis und Lamon Alles zu erzählen.

Daphnis war im ersten Augenblicke so entsetzt, daß er beschloß, eher mit Chloe zu entfliehen, oder mit ihr zu sterben.

Aber Lamon rief Myrtale vom Hofe herein und sagte:

„Frau, wir sind verloren, denn nun wird entdeckt werden, was wir so lange verborgen gehalten haben. Aber möge aus den Ziegen und dem ganzen Rest werden was da will, und müßte ich auch, so zu sagen, wie der Ochs am Berge stehen bleiben und könnte nichts weiter thun — bei Pan und den Nymphen! ich schwiege nicht länger. Ich werde hingehen und offenbaren wie verlassen ich ihn gefunden habe, wie er ernährt wurde, und ich will zeigen was ich bei ihm gefunden habe, damit dieser Schurke in seinen Absichten gehindert werde. Bringe mir nur die Erkennungszeichen, Myrtale.“ Und sie gingen in's Haus, sie zu suchen.

Indessen fand Astylos eine günstige Gelegenheit, mit seinem Vater zu sprechen, und bat ihn um Er-

laubniß, Daphnis mit nach Mitylene nehmen zu dürfen, weil, wie er sagte, Daphnis ein viel zu hübscher Knabe wäre um ihn auf dem Felde zu lassen, und daß Gnathon ihn in kurzer Zeit für den Dienst in der Stadt angelernt haben würde. Der Vater willigte gern ein, er ließ Myrtale und Lamon rufen und kündigte ihnen wie eine gute Botschaft an, daß Daphnis von nun an, statt das Vieh zu hüten, seinem Sohne Astylos in der Stadt dienen werde, und versprach, daß er ihnen anstatt seiner zwei andere Hirten geben werde. Indessen Lamon, der mit den anderen Sclaven herbeigelaufen war, bat um die Erlaubniß zu sprechen, und als sie ihm ertheilt war, sagte er: „Ich bitte Dich, o Herr, höre die wahrhaftige Erzählung eines armen Greises; ich schwöre beim Pan und den Nymphen, daß nicht das kleinste Wort Lüge ist. Ich bin nicht der Vater des Daphnis, noch ist meine Frau Myrtale so glücklich gewesen, ein so schönes Kind zur Welt zu bringen. Er wurde ganz klein von Eltern ausgesetzt, die wahrscheinlich genug größere Kinder hatten. Ich fand ihn von Vater und Mutter verlassen, von einer meiner Ziegen gesäugt, die ich, nachdem sie eines natürlichen Todes gestorben ist, in meinem Garten begraben und immer geliebt habe, weil sie für dieses Kind das Erbarmen einer

Mutter gehabt hat. Ich fand auch allerlei Merkzeichen bei ihm, die man ihm gelassen hatte, um es eines Tages wiederzuerkennen. Ich bewahre sie, denn sie beweisen zugleich, daß es aus weit höherem Stande entsprossen ist als dem unsern. Auch bin ich durchaus nicht traurig, daß er Deinem Sohn Astylos diene und meinem schönen und guten Herrn ein schöner und guter Diener sei: aber daß man ihn dem Gnathon überläßt, kann ich durchaus nicht zugeben."

Als Lamon dies gesagt hatte, schwieg er, und vergoß reichliche Thränen. Gnathon spielte den Erzürnten, und drohte ihn zu schlagen, aber Dionysophanes, überrascht von dem, was Lamon gesagt hatte, sah Gnathon an und befahl ihm zu schweigen; dann befragte er den Greis von Neuem, ihn ermunternd die ganze Wahrheit zu sagen und keine Lügen zu Gunsten seines Sohnes zu erfinden. Lamon bestand auf seiner Aussage, schwur bei den Göttern und erklärte sich bereit, Alles zu erdulden, wenn er nicht wahr gesprochen hätte.

Dionysophanes besprach sich leise mit seiner Frau Klearisté, die neben ihm saß, über Lamon's Erzählung: „Zu welchem Zweck sollte Lamon diese Geschichte erfunden haben, da er doch sieht, daß man ihm anstatt eines Hirten zwei geben will.

Wie sollte ein gewöhnlicher Bauer auf das Alles gekommen sein? Und mußte es nicht in die Augen fallen, daß ein so schönes Kind nicht von solchen Leuten geboren werden konnte?" Aber ohne etwas zu errathen, verlangten sie, daß Lamon die Erkennungszeichen bringe, damit sie sähen, ob sie wirklich, wie er sagte, einen höheren Stand als den seinigen verriethen. Myrtale ging sogleich, sie aus dem alten Sack hervorzusuchen, in welchem sie von ihnen verwahrt 'wurden. Dionysophanes war der Erste, der sie sah, und kaum hatte er den kleinen Scharlachmantel mit goldener Agraffe und das Messer mit Elfenbeingriff bemerkt, als er mit lauter Stimme rief: O Zeus! und seiner Frau winkte, die herbeikam und auch aufschrie, sobald sie die Sachen sah: „O Ihr Schicksalsgöttinnen, sind das nicht die Wiedererkennungszeichen, die wir unserm Kinde mitgaben, als wir es durch unsere Magd Sophrosyne aussetzen ließen? Es ist kein Zweifel, sie sind es. Mein Gemahl, das Kind ist unser Daphnis, ist Dein Sohn und hütet die Ziegen seines eigenen Vaters."

Während sie noch sprach und Dionysophanes die Sachen küßte und viele Thränen vergoß, weil er so große Freude hatte, legte Astylos, der hörte, daß Daphnis sein Bruder sei, schnell sein Oberkleid an und lief durch den Garten, um ihn zuerst zu

umarmen. Daphnis der ihn mit so vielen Leuten auf sich zukommen sah! und Daphnis Daphnis! rufen hörte, glaubte, sie kämen, um ihn zu ergreifen, warf seine Flöte und seine Hirtentasche fort und floh nach dem Meere zu, um sich von der Höhe des Felsens herabzustürzen; und es wäre durch ein freudiges Ereigniß leicht herbeigeführt worden, daß Daphnis zugleich gefunden und verloren gewesen wäre, wenn nicht Astylos den Grund seiner Flucht geahnt und ihm von fern zugerufen hätte: „Halt' ein, Daphnis, habe keine Furcht, ich bin Dein Bruder, Deine Herren sind Deine Eltern. Lamon hat uns Alles erzählt, Alles gezeigt, blicke nur einmal um Dich und sieh', wie wir lachen. Aber küsse mich zuerst. Bei den Nymphen, ich lüge nicht!"

Als Daphnis diesen Schwur gehört hatte, blieb er stehen und erwartete Astylos, der mit offenen Armen herbeilief und ihn an sich drückte. Dann kam das ganze Haus: Diener, Mägde, Vater, Mutter, ihn ihrerseits zu umarmen und zu liebkosen. Daphnis hatte großes Vergnügen, vor Allem aber über seinen Vater und seine Mutter: es war ihm, als hätte er sie schon seit langer Zeit gekannt, und er vermochte kaum sich aus ihren Armen zu reißen. Die Natur forderte ihr Recht. Einen Augenblick vergaß er Chloe. Sie führten ihn in's Haus, legten

ihm reiche und schöne Kleider an, und setzten ihn neben seinen Vater, der sich erhob und also sprach:

„Meine Kinder, ich verheirathete mich sehr jung und wurde nach einiger Zeit glücklicher Vater, denn das erste Kind, das meine Frau zur Welt brachte, war ein Knabe, das zweite ein Mädchen und das dritte war Astylos. Aber ich dachte, daß drei Kinder genug wären, und als dieses hier später nachkam, ließ ich es in Windeln aussetzen mit diesen Kleinodien, wie ich glaubte weit eher zur Todtenfeier als zum Wiedererkennen. Aber das Schicksal hatte es anders beschlossen. Denn mein ältester Sohn und meine Tochter starben an einem Tage an derselben Krankheit, und Du, Daphnis, Du wurdest uns durch die Vorsehung der Götter erhalten damit wir eine größere Stütze in unserm Alter haben. Aber zürne mir nicht, mein Sohn, daß ich Dich aussetzen ließ, die Götter wollten es so. Und Du, Astylos, sei nicht unwillig, Dein Erbe zu theilen, denn kein Reichthum wiegt einen guten Bruder auf. Liebet Euch, meine Kinder, Einer den Andern, und was die Güter betrifft, so werdet Ihr so viel haben, daß Ihr keinen König zu beneiden braucht. Ich hinterlasse Euch große Landsitze, eine Menge von Sclaven, die zu Allem geschickt sind, Gold, Silber und von allen Dingen, welche die reichen und glück-

lichen Menschen besitzen. Aber ich will, daß mein Sohn Daphnis zu seinem Erbtheil diesen Landsitz erhalte, und gebe ihm Lamon und Myrtale und die Ziegen, die er geweidet hat."

Er sprach noch, als Daphnis plötzlich auf seine Füße sprang:

„Du hast mich daran erinnert, mein Vater, ich muß jetzt hingehen und meine Ziegen tränken. Sie haben um diese Zeit Durst, aber sie erwarten den Ton meiner Syrinx, um zur Tränke zu gehen, und ich sitze hier."

Alle fingen an zu lachen, Daphnis zu sehen, der Herr geworden war und noch Ziegenhirt sein wollte. Man schickte jemand Anders, um seine Ziegen zu besorgen, und dann opferten sie Zeus, dem Erretter, und machten ein großes Fest. Nur Gnathon wagte nicht sich einzufinden, sondern blieb Tag und Nacht, wie ein Büßender, im Tempel des Dionysos, um der Furcht willen, die er vor Daphnis hatte.

Da das Gerücht sich sogleich verbreitet hatte, daß Dionysophanes seinen Sohn wiedergefunden hätte, und daß Daphnis, der die Ziegen auf den Feldern hütete, Herr der Ziegen und der Felder geworden wäre, liefen Nachbarn von fern und nah herbei, um sich mit zu freuen und seinem Vater

Gaben darzubringen, und der Erste, welcher kam, war Dryas, Chloe's Pflegevater.

Dionysophanes behielt sie Alle zum Feste da, denn es war im Voraus reichlich für Alles gesorgt; Brot und Wein im Ueberfluß, Wildpret von allen Sorten, eine Menge Honigkuchen, Kälber und kleine Milchferkel, auch Opfer, um sie den Göttern, den Beschützern dieses Landes, darzubringen.

Und Daphnis nahm Alles zusammen, was er als Ziegenhirt besessen hatte, um damit den Göttern ein Geschenk zu machen. Er weihte dem Dionysos seine Hirtentasche und sein Ziegenfell, dem Pan seine Flöte, den Nymphen seinen Schäferstab mit den Melkeimern, die er selbst gemacht hatte. Aber so viel süßer als Reichthum ist erste Gewohnheit! Er konnte keins dieser Dinge von sich lassen, ohne zu weinen. Er hing seine Eimer nicht auf, ohne vorher seine Ziegen noch einmal gemolken zu haben, noch gab er seine Flöte dem Pan, ohne noch einmal gespielt zu haben; auch hing er sein Ziegenfell noch um, bevor er es dem Dionysos weihte, und jeden Gegenstand küßte er, ehe er ihn fortgab. Er nahm Abschied von seinen Heerden, er rief seine Ziegenböcke einen nach dem andern bei ihren Namen, und trank auch noch aus der Quelle, aus welcher er so

oft mit seiner Chloe getrunken hatte; aber von ihrer Liebe wagte er noch nicht zu sprechen.

Chloe indessen, mutterseelenallein auf dem Felde, hütete ihre Schafe und weinte.

„Daphnis vergißt mich, jetzt wird er an eine reiche Heirath denken," klagte die arme Verlassene. „Warum habe ich ihn anstatt bei den Nymphen bei seinen Ziegen schwören lassen? Er hat sie auch vergessen, und selbst als er Pan und den Nymphen opferte, hat ihn nicht verlangt, Chloe zu sehen! Vielleicht findet er jetzt die Mägde seiner Mutter schöner als mich. Lebe denn wohl, Daphnis. Sei glücklich, aber ich werde es nicht überleben können."

Als sie in solcher Träumerei dasaß, kam der Ochsenhirt Lampis mit einigen anderen Bauerburschen, um sie zu entführen; denn er glaubte, daß Daphnis sie nun nicht heirathen würde, und daß Dryas, wenn sie einmal in seinen Händen wäre, sie ihm auch lassen werde. Die Aermste schrie so laut sie konnte als man sie davon schleppte, und Jemand, der die Gewaltthat sah, lief, um Nape zu benachrichtigen, sie sagte es Dryas, und Dryas Daphnis, der beinahe von Sinnen kam, da er weder seinen Vater bitten noch Chloe ohne Hülfe lassen konnte. Er ging in den Garten und klagte dort laut:

„O Unglücklicher, der ich bin, meine Eltern wieder-

gefunden zu haben! Wie viel besser wäre es mir gewesen, immer das Vieh auf dem Felde zu hüten! Wie viel zufriedener wäre ich, Sclave zu sein, aber Chloe zu besitzen! Da sah ich sie, da küßte ich sie, und jetzt hat dieser Lampis sie geraubt, er geht mit ihr davon, und die Nacht wird kommen, während ich hier trinke und guter Dinge bin. Ich habe also vergebens bei meinen Ziegen, bei Pan und den Nymphen geschworen!"

Gnathon aber, der im Tempel im Obstgarten versteckt saß, hörte alle diese Klagen des Daphnis, und da er dachte, daß dies eine gute Gelegenheit sei, mit ihm Frieden zu schließen, nahm er einige von Astylos' Leuten, ging zu Dryas, um ihm zu sagen, daß er sie in das Haus des Lampis führen werde, was er that und so glücklich ausführte, daß sie Lampis gerade überraschten, als er Chloe in seine Wohnung führen wollte, sie ihm mit Gewalt entrissen und Alle, die bei diesem Streich geholfen hatten, dem Tölpel mit ihren Stöcken den Rücken gehörig durchbläuten. Dann wollten sie Lampis binden und ihn als Gefangenen wegführen, aber er rettete sich durch Geschwindigkeit.

Als Gnathon, nachdem er diese That gethan hatte, mit sinkender Nacht zurückkehrte, fand er Dionysophanes schon in seinem Bett, schlafend. Aber der arme Daphnis wachte, und war noch im

Garten, wo er weinte und fast verzweifelte: da brachte er ihm Chloe, und sie in seinen Armen lassend, erzählte er ihm, wie Alles zugegangen sei, bat ihn, sich des Vergangenen nicht ferner zu erinnern, sondern ihn als Diener zu betrachten und ihn auch nicht von seiner Tafel ausschließen zu wollen, weil er sonst bald an gemeinem Hunger sterben würde. Als Daphnis Chloe sah und Gnathon, welcher sie ihm brachte, fand er es leicht, ihm zu verzeihen. Chloe aber machte er tausend Entschuldigungen, daß es geschienen, als hätte er sie einen Tag lang vergessen, und nach gemeinsamer Berathung beschlossen sie, noch nichts von ihrer Heirath zu sagen; Daphnis wollte fortfahren Chloe im Geheimen zu sehen und seine Liebe Niemand als seiner Mutter entdecken. Aber Dryas hatte etwas Anderes im Sinn: er selbst wollte Dionysophanes unterrichten, und that sich etwas darauf zu Gute ihn zur Einwilligung zu bewegen. Am andern Morgen sobald der Tag angebrochen war, nahm er die Erkennungszeichen die er bei Chloe gefunden hatte, und ging zu Dionysophanes, den er im Obstgarten mit Klearifte und ihren beiden Kindern Daphnis und Astylos sitzend fand, und begann vor ihnen: „Die Nothwendigkeit zwingt mich, Euch ein Geheimniß zu offenbaren, ganz ähnlich dem des Lamon, dies ist: daß die junge

Hirtin Chloe weder meine Tochter ist, noch daß meine Frau sie zuerst ernährt hat. Ein Anderer war ihr Vater, und ein Schaf hat sie in der Grotte der Nymphen gesäugt, wo das Kind ausgesetzt war. Ich sah sie, hülflos; ich nahm sie, trug sie nach Haus und habe sie seitdem ernährt und erzogen. Ihre Schönheit selbst bezeugt es, denn sie gleicht uns in keinem Stück. Auch sind die Sachen, die ich mit ihr gefunden habe, weit reicher, als sie ein armer Hirt zu haben pflegt. Wollet Ihr sie ansehen und dann Ihre wahren Eltern suchen? Vielleicht ist sie durch Zufall eine passende Frau für Daphnis."

Dryas warf dieses Wort so hin, aber nicht ohne Absicht, und Dionysophanes nahm es nicht umsonst auf, denn als er die Mienen des Daphnis beobachtete und ihn die Farbe wechseln und sich umdrehen sah, um zu weinen, erkannte er wohl wie es zwischen den Beiden stehe, und erwog die Worte des Dryas nur noch sorgfältiger. Aber als er dann noch die Erkennungszeichen gesehen hatte: gestickte Sandalen und ein goldnes Diadem, rief er Chloe und sagte ihr lächelnd, daß Fortuna ihr hold sei schon so jung einen Gatten gefunden zu haben, und daß sie gewiß auch bald ihre wahren Eltern finden werde.

Von der Zeit an nahm Kleariste sie zu sich, kleidete sie und stattete sie aus wie die Gattin ihres

Sohnes. Dionysophanes aber rief Daphnis bei Seite und befragte ihn um sein Verhältniß zu Chloe. Und Daphnis sagte ihm, daß sie geschworen hätten, einander zu heirathen, über welchen Eid Dionysophanes lachte und sie Beide an seiner Tafel essen ließ.

Hier konnte man bemerken, wie der Schmuck die natürliche Schönheit erhöht, denn Chloe, die ihre einfache Tracht abgelegt, sich das Gesicht gewaschen hatte, geputzt und coiffirt war, erschien Jedem so schön im Vergleich zu früher, daß Daphnis selbst sie kaum erkannte, und wer sie zuerst so gesehen hätte, würde nicht gezögert haben eidlich zu bestätigen, daß sie nicht die Tochter des Dryas sei, der gleichwohl mit seiner Frau Nape auch an der Tafel saß, wie auch Lamon und Myrtale, alle vier auf demselben Ruhebett.

Einige Tage nachher brachte man den Göttern Opfer dar um der Liebe Chloe's willen, wie man es vorher für Daphnis gethan hatte und bereitete abermals ein Fest. Sie ihrerseits weihte auch ihre Hirtengeräthschaften den Göttern: ihre Hirtentasche, ihre Flöte, ihren Stab und ihre Eimer, goß Wein in die Quelle der Nymphen, weil sie hier gefunden und erhalten wurde, legte Kränze und Blumensträuße auf das Grab des Schafes, welches

Dryas ihr zeigte, spielte noch auf der Flöte, um ihre Lämmer zu erfreuen, und richtete Gebete an die Nymphen, daß ihre Eltern, wenn sie gefunden würden, auch des Daphnis würdig wären.

Nachdem die Gutsherren reiche Feste gefeiert und die Reize des Landlebens genossen hatten, beschlossen sie nach der Stadt zurückzukehren und die Verwandten der Chloe aufzusuchen, um die Hochzeit nicht länger zu verschieben. Deshalb ließen sie am frühen Morgen alle ihre Bagage aufpacken, gaben Dryas noch andere dreitausend Drachmen, Lamon die Hälfte der Früchte von alle den Gütern und Weinbergen, die er verwaltete, die Ziegen mit ihren Hirten, vier Paar Ochsen, pelzgefütterte Kleider für den Winter und zu alledem ihm und seiner Frau Myrtale die Freiheit, und brachen dann nach Mitylene auf mit einem großen Troß von Wagen und von Pferden.

An diesem Tage, da sie erst spät am Abend ankamen, erfuhren die Bewohner von Mitylene noch nichts; aber den Tag darauf durchlief das Gerücht die Stadt, und mit dem frühesten schon versammelte sich in dem Hause des Dionysophanes eine große Anzahl Männer und Frauen; die Männer, um sich mit dem Vater zu freuen der seinen Sohn wiedergefunden, besonders nachdem sie gesehen wie schön

und wohlgebildet er sei, die Frauen, um Klearifte Glück zu wünschen, daß sie nicht allein den Sohn, sondern auch eine Tochter gefunden hätte, die würdig wäre, seine Frau zu sein. Denn Chloe setzte Alle in Erstaunen, da sie in ihr eine Schönheit sahen, die man sich nicht vollendeter denken konnte. Kurz, die ganze Stadt sprach von nichts Anderem, als von diesem Jüngling und diesem jungen Mädchen, und daß man sich kein schöneres Paar hätte malen können. Alle baten die Götter, daß die Verwandtschaft dieses Mädchens ihrer Schönheit entsprechend befunden würde. Ja mehrere Frauen aus reichen Häusern wünschten und sagten sich im Stillen: Möchte es den Göttern gefallen, daß man mit Bestimmtheit annähme, sie wäre meine Tochter!

Aber Dionysophanes, nachdem er einige Zeit über diese Angelegenheit nachgedacht hatte, fiel am Morgen in einen tiefen Schlaf und hatte folgenden Traum: er sah wie die Nymphen den Eros baten, die Heirath zu vollenden die er ihnen versprochen hätte, und Amor, seinen kleinen Bogen ablegend und ihn mit dem Köcher hinter sich werfend, befahl dem Dionysophanes, daß er am folgenden Tage umherschicke und alle die ersten Personen der Stadt zu einem Abendessen in sein Haus entbiete; daß er mit der letzten Schüssel die Erkennungszeichen der

Chloe auf die Tafel stellen lasse und sie den Gästen zeige. Wenn das geschehen, sollten Alle ein Hochzeitlied anstimmen.

Darauf erwachte Dionysophanes, erhob sich und befahl seinen Leuten, einen schönen Schmaus zu bereiten, wo es Alles gäbe, was man von köstlichen Speisen finden kann, sowohl auf der Erde wie im Meer, in den Seen wie in den Flüssen, und ließ alle die Angesehenen der Stadt zu sich einladen.

Als die Nacht des Festes gekommen und die Trinkschale mit der Libation für den Hermes gefüllt war, brachte ein Diener des Hauses in einem silbernen Becken die Sachen und zeigte sie den anwesenden Gästen nach ihrem Range. Keine der anderen Personen erkannte sie, nur ein Mann, Namens Megakles, welcher den ersten Platz an der Tafel einnahm, erkannte sie, sobald er sie erblickte, und rief laut: „O Götter, was sehe ich! Mein armes Kind, was ist aus Dir geworden? Bist Du am Leben? Oder hat irgend ein Hirt diese Zeichen aufbewahrt, die er durch Zufall am Wege fand? Ich bitte Dich Dionysophanes sage mir wo Du sie entdeckt hast: Sei nicht neidisch, daß ich meine Tochter wiederfinde, wie Du Daphnis gefunden hast.“

Dionysophanes wollte, daß er zuvor der Gesell-

schaft erzähle, auf welche Weise er das Kind habe aussetzen lassen, und Megakles begann mit ganz bewegter Stimme: „Ich befand mich zu jener Zeit fast ganz ohne Mittel, da ich all' mein Gut durchgebracht hatte, um öffentliche Spiele zu veranstalten und Kriegsflottillen auszurüsten, und gerade als diese Verluste mich betroffen hatten, wurde mir eine Tochter geboren. Ich wollte sie nicht in der Armuth, in welcher ich mich befand, erziehen, und ließ sie deshalb mit diesen Erkennungszeichen aussetzen, da ich wohl wußte, daß es Leute giebt, die, wenn sie nicht natürliche Kinder haben können, sich gern gefundener Kinder annehmen. Die Kleine wurde in die Grotte der Nymphen getragen und dort ihrem Schutz überlassen. Seit der Zeit aber sind mir die Güter mit jedem Tage reichlicher zugefallen, und ich hatte keinen Erben, dem ich sie hinterlassen konnte, denn mir ist seitdem nicht ein einziges Kind mehr geboren: aber die Götter, als wollten sie meiner spotten, schickten mir oft Träume die mir versprachen, daß ein Schaf mich zum Vater machen würde."

Bei diesen Worten schrie Dionysophanes noch lauter auf als vorher Megakles, und sich von der Tafel erhebend, ging er Chloe zu holen, die er schön geschmückt hereinführte, sie Megakles über-

gab und ihm sagte: „Dies ist das Kind, welches Du aussetzen ließest, Megakles, durch die Vorsehung der Götter hat ein Schaf sie Dir erhalten: wie eine Ziege mir den Daphnis gerettet hat. Nimm sie hin und gieb sie dann dem Daphnis zur Frau. Wir haben sie Beide ausgesetzt und haben sie Beide wiedergefunden; sie sind zusammen aufgewachsen und durch die Güte des Pan, der Nymphen und des Eros erhalten."

Megakles willigte sogleich ein und schickte hin, seine Frau, Namens Rhode, zu holen. Während der Zeit hielt er Chloe immerfort in seinen Armen, und er und seine Frau blieben zur Nacht bei Dionysophanes, weil Daphnis geschworen hatte, daß er keinem Menschen gestatten würde Chloe, wegzuführen, selbst nicht ihrem eigenen Vater. Und am folgenden Tage in der Frühe baten sie Beide ihre Väter und Mütter, daß sie ihnen erlaubten wieder auf die Felder zurückzukehren, weil sie sich an die Gebräuche der Stadt nicht gewöhnen könnten, auch wollten sie eine ländliche Hochzeit feiern, was man ihnen gestattete. So kehrten sie denn zur Wohnung des Lamon zurück und stellten dem Megakles Chloe's Pflegevater Dryas vor, und seine Frau Nape ihrer Mutter Rhode.

Das Hochzeitsfest wurde prächtig hergerichtet,

und Megakles weihte seine Tochter Chloe den Nymphen und noch viele andere Gaben und schenkte dem Dryas noch eine gute Summe Geld. Da der Hochzeitstag schön und heiter war, ließ Dionysophanes in der Grotte der Nymphen selbst Tische herrichten, mit Ruhebetten von frischem Grün, und alle Landleute aus der Umgegend darauf Platz nehmen. Lamon und Myrtale, Dryas und Nape, die Eltern des Dorkon, die Kinder des Philetas, Chromis und Lykänion. Lampis selbst kam hin, nachdem man ihm verziehen hatte, und dann wie unter Landleuten wurde Alles auf ländliche Weise gemacht, der Eine sang die Lieder, welche die Schnitter zur Zeit der Ernte singen, der Andere sagte die Reime, die gebräuchlich sind, wenn die Trauben gepreßt werden. Philetas spielte auf seiner Syrinx, Lampis auf seinem Flageolet, und indessen küßten sich Daphnis und Chloe.

Die Ziegen weideten ganz in der Nähe, als ob sie auch Theil an dem Vergnügen der Hochzeit hätten, was Denen, die aus der Stadt gekommen waren, nicht besonders gefiel; aber Daphnis rief jede bei ihrem Namen, gab ihr saftiges Grün aus der Hand und nahm sie bei den Hörnern, um sie zu liebkosen.

Und nicht blos an diesem Tage, sondern den

ganzen Rest ihres Lebens verbrachten sie die meiste Zeit und die schönsten Tage unter den Hirten: denn sie besaßen große Heerden von Ziegen und Schafen, weihten den Nymphen und dem Gott Pan immer besondere Verehrung und fanden das zarteste Fleisch und die wohlschmeckendste Nahrung nie so sehr nach ihrem Geschmack, als Früchte und Milch; ja, was noch mehr ist, sie ließen ihr erstes Kind, welches ein Sohn war, von einer Ziege nähren, und das zweite, welches eine Tochter war, von einem Schaf, und nannten ihn Philopoimen, und das Mädchen Agele.

Sie trugen auch Sorge, die Grotte der Nymphen würdiger auszuschmücken, sie weiheten ihnen die schönen Gemälde und errichteten dem ländlichen Eros einen Altar, aber dem Pan, anstatt daß sein bloßes Bildniß unter der Fichte stand, ließen sie einen Tempel bauen und nannten ihn: Tempel des Pan, des Kriegführenden.

Doch dies Alles war lange Zeit nachher; jetzt, als die Nacht gekommen war, begleiteten alle Gäste sie bis an ihr bräutliches Gemach, die Einen spielten die Flöte, die Anderen das Flageolet, Alle trugen brennende Fackeln vor sich her; und als die Thür sich hinter ihnen geschlossen hatte, begannen Alle das Hochzeitslied zu singen.

Daphnis und Chloe aber schliefen in jener Nacht nicht so viel als Käuzchen, und lebten von da an noch lange in großen Freuden unter den Hirten.

Die Schwestern.

„Siehe da, mein lieber Adjunct! Also doch meine älteste Tochter begehrt er zur Gattin," sagte der würdige Pfarrer von Friedheim, indem er den zierlich gefalteten Brief neben sich auf die Gartenbank legte und seine Brille putzte, um die Lectüre noch einmal zu beginnen. „Und ich glaubte, er habe die Augen auf meinen jüngsten Liebling, auf Cordula, gerichtet, die ich ihm freilich auch nicht hätte versagen dürfen, denn er ist gut und vortrefflich,". — fuhr er in leisem Selbstgespräch fort. „Aber wie selbstisch das Herz ist! Das Glück meiner Kinder — der beiden einzigen — ist meines Lebens Ziel, und doch, nun ich eine der Töchter von meinem Hause loslösen soll, lehnt es sich so schmerzlich dagegen auf, als sollte ich sie nicht in die Arme eines liebenden Gatten, sondern zu der Heimgegangenen und den anderen Pfänden ihrer Liebe betten."

Er schüttelte das Haupt, wie um sich selbst dieses Egoismus wegen zu tadeln, aber in dem wehmüthigen Ausdruck seiner Züge und der gebeugten Haltung, mit welcher er nun langsam die Gänge des Gartens durchwandelte, stand deutlich genug geschrieben, daß er noch lange dagegen zu kämpfen haben werde.

„Rosenhof" nannten die Leute im Dorfe die Pfarre, deren friedliches Haus inmitten der blühendsten Pracht von Rosen lag, die in allen Sorten und Farben, hochstämmig und kriechend, rankend und Lauben bildend mit den sammetnen Rasenflächen des Gartens wechselten.

Aber der Pfarrer sah heute seine lieben Rosen nicht und nicht den goldenen Sonnenschein, der nach dem Regentage Alles so herrlich erquickte — sein Auge schweifte zurück in die Vergangenheit, wo er selbst hier mit der trauten Gattin sich erging, die ihm nun unter den Trauerweiden des Friedhofs schlummerte. Er trat aus der Gartenpforte hinaus auf den Gottesacker, welcher die Kirche umgab, und lehnte lange an dem Gitter, in dessen glänzenden Spitzen und den Goldbuchstaben der Marmorkreuze die Lichter spielten, während leise über ihm die Weiden lispelten.

Dann kam er zurück in den Garten, der sich

weiterhin an wogende Kornfelder und sanft ansteigende Höhen legte, und blickte den Pfad entlang, der sich hindurchschlängelte, und auf welchem die Töchter zurückkehren sollten.

Sie waren hinausgegangen zu den Schnittern, und weil heut' am Rüsttag Alles draußen war, um vor dem morgenden Sonntag die Arbeit zu schaffen, lag es so still über dem Pfarrhof, war das Haus so geräuschlos und auf dem Hofe nur das Geflügelvolk munter.

Die Erwarteten kamen noch nicht, wohl aber vom Hause her ein junger Mann von sehr einnehmendem Aeußern, der zwar direct auf den Pfarrer zuging, aber wie Jemand, der aus irgend welchem Grunde zögert. Er blieb mehrere Male auf dem Wege stehen, um diese oder jene Blume zu betrachten. Der Pfarrer bemerkte es und ging ihm, mit einem Lächeln auf dem sonst so ernsten Gesichte, entgegen.

Die Art, wie der junge Mann die dargebotene Hand ergriff, hatte etwas Schüchternes, aber von jener Schüchternheit, welche stillen Naturen oft angeboren ist und haftet, auch wenn der bewußte und gebildete Geist längst ihre Form gemildert hat. Sie hat dann nichts Linkisches mehr, aber etwas Achtungsvolles und Ergebenes, das besonders häufig den Frauen gefällt. Er erhob das Auge, als erwarte

er die ersten Worte von den Lippen des Pfarrers. Dieser legte ihm die Hand auf die Schulter und erwiderte bewegt seinen Blick.

„Sie erwarten Antwort auf Ihren Brief, lieber Cornelius?"

„Schon seit Wochen sehne ich mich nach Gewißheit — es hielt mich nicht länger in meiner Einsamkeit drüben."

„Meiner Antwort sind Sie sicher, auch ohne Worte, lieber Sohn, und wie auch die der Tochter ausfallen möge, wir bleiben stets einander, was wir gewesen sind. Beide sind seit dem Mittag draußen und Alma habe ich vorher von Ihrem Briefe gesagt, damit sie in Gottes stiller Natur mit sich zu Rathe gehen möchte. Ueber die Hand meiner kleinen muntern Cordula konnte ich vielleicht verfügen, ohne sie zu fragen, aber mit Alma, die Sie zur Gattin wünschen, ist das ein Anderes. Sie ist mir mehr als das Kind meines Herzens; sie ist mir Freundin und selbst Rathgeberin, sie allein kann über ihre Neigung und ihre Zukunft bestimmen."

„Alma?" — stammelte der junge Vikar, und Leichenblässe überzog seine Wangen. „Alma? — —"

Der Pfarrer sah die plötzliche Veränderung, welche in seiner Haltung vorging, und schrieb sie der Aufregung und Ungewißheit zu. Aber der junge

Mann kehrte nicht zu seiner gewöhnlichen Fassung zurück, im Gegentheil arbeitete es immer heftiger in seinen Zügen, und ob er dies nicht sehen lassen wollte, oder ob er neben dieser unentschiedenen Frage kein anderes Gespräch anknüpfen mochte, er verabschiedete sich in der plötzlichsten und aufgeregtesten Weise. Und was noch viel seltsamer erschien, er kam auf halbem Wege wieder zurück und bat den Pfarrer um Rückgabe des Briefes.

Dem Pfarrer vom Rosenhof fiel auch dies nicht sonderlich auf, da er zu den mannigfachsten Erfahrungen seines Lebens auch die zählen zu können glaubte, daß Verliebte nicht völlig zurechnungsfähig seien. Er gab ihm den Brief.

„Ich werde an — Alma selbst schreiben, wenn ich darf.“

„Thun Sie das, lieber Cornelius; das sagt sich besser von Herz zu Herzen, als durch meinen Mund. Und gewiß, ich hoffe, morgen nach dem Gottesdienst wird sie entschieden haben, und ich darf Sie rufen.“

„Drängen Sie sie nicht — o lassen Sie ihr Zeit — bis übermorgen oder länger.....“ stieß der junge Vikar hervor, in geradem Gegensatz zu seiner vorher bewiesenen Unruhe. Dann verließ er stürmischen Schrittes den Garten und ging in eben

derselben Weise durch das Dorf, nicht hörend die freundlichen Grüße, die man ihm zurief, oder die Kinder sehend, die sich an seine Hände hängen wollten, draußen durch die Obstplantage, an der großen Wiese vorüber, den rieselnden Bach entlang, bis zur Meierei auf den Hügeln, wo er endlich unter dem Kastanienbaum, der die Fenster seiner rebenumkränzten Wohnung beschattete, völlig außer sich auf die Bank niedersank.

Die Vögel hatten zuerst von der ungewöhnlichen Gemüthsbewegung des jungen Mannes zu leiden, denn als sie, durch Brosamen verwöhnt, wie immer dicht heran kamen, wurden sie von Händen verscheucht, welche, anstatt ihnen Futter zu streuen, stürmisch einen Brief entfalteten.

„Da steht es, da steht es, Alma ..... In unerhörter Aufregung verwechselte ich die Namen; ich schrieb es, ich, und liebe Cordula,“ murmelte er und schlug die Hände vor die Stirn.

Während Cornelius nun viele Stunden lang, bald auf und nieder gehend, bald an seinen Schreibtisch stürmend, in Gedanken den verhängnißvollen Folgen dieser Verwechselung nachhing, muß der Leser einen Blick in sein Leben thun und Antwort auf die Frage erhalten, warum er nicht, wie Hunderte es gethan haben würden, das Mißverständniß schnell

und entschlossen erklärte, bevor es nach Außen hin Gestalt gewonnen hatte. Nach dem, was vorgegangen war, und nach seiner Eigenthümlichkeit konnte er dies nicht.

Cornelius war vor einigeu Jahren als Adjunct des Pfarrers von Friedheim hierher gekommen. Früh verwaist, auf Schulanstalten erzogen, verschlossenen und gedrückten Gemüthes durch abhängige Verhältnisse, hatte er in ihm nicht allein einen väterlichen Freund, nein, er hatte in seinem Hause zum ersten Mal eine Heimath gefunden, eine Heimath im schönsten Sinne des Worts: erhellt von Intelligenz, durchwärmt von reichem Gemüthsleben, erheitert durch die unb efangenste Fröhlichkeit. Die Erinnerung aber an dieses ihm zu Theil gewordene Glück war identisch mit der Persönlichkeit Alma's. Ihr stilles, klares, sittiges Walten gab dieser Häuslichkeit das Gepräge. Sie war Alles in Allem, Freundin dem Vater, Hausfrau und zärtliche Mutter der kleinen Cordula. Sie, die älteste von vielen früh heimgegangenen Geschwistern, war schon erwachsen als die Mutter starb, indem sie Cordula das Leben gab. Alma hatte die Kleine gewiegt, gehütet und gepflegt; sie hatte später die zarten Keime geistigen Lebens entwickelt und Cordula zu dem liebreizenden Wesen erzogen, das jetzt, in der ersten Blüthe der Jung-

fräulichkeit, wie früher der Abgott ihres Herzens war.

Als Cornelius kam, war Cordula ein Kind. Ein sonniges, ausgelassenes Kind, dessen silbernes Lachen das Haus mit der Poesie der Heiterkeit erfüllte. Auch der ernste junge Mann empfand das wohl, aber der mächtige Zug seines Wesens ging zu Alma, die seiner damaligen Lebensstimmung tief sympatisch war.

Ihre Nähe enthüllte ihm die Vereinsamung und Bedürftigkeit seines Gemüths, aber sie gab ihm zugleich die Gewißheit, daß sie die Mittel der edelsten Weiblichkeit besitze, ihm Befriedigung zu gewähren. Sie hatte jene dunklen, tiefen Augen, von welchen man begreift, daß sie Macht über Jemandes Leben gewinnen, und jene seelische Klarheit des Wesens, welche nicht die größten Leidenschaften vielleicht — aber gewiß die dauerndsten Zuneigungen erweckt.

Alma erwiderte sein Vertrauen, und es entstand das schönste Verhältniß. Sie gaben sich Beide keine Rechenschaft über die Form, die Dauer, die Zukunft desselben, es war eben eins von denen, welche vom ersten Tage an zwischen zwei Menschen geschlossen sind, weil sie bestimmt waren einander zu verstehen.

So blieb es zwei Jahre lang, immer schöner

sich gestaltend, und nichts würde natürlicher erschienen sein, als daß eine dauernde Verbindung daraus hervorgegangen wäre.

Dies geschah aber nicht. Das menschliche Herz ist wunderlich und launenhaft gebildet. Vielleicht waren sie einander zu ähnlich. Der wohlthätige Einfluß gerade, den Alma auf ihn geübt hatte — denn die erste Frau, welche wirklich tiefen Eindruck auf den Mann macht, greift immer, wenn nicht bestimmend in sein Schicksal, so doch bestimmend in seine Gemüthsrichtung ein — und die daraus entstandene Veränderung seines Wesens machten ihn empfänglich für eine andere heißere Liebe. Cordula war erwachsen. Cornelius war beweglicher, heiterer, lebensfrischer geworden, eine drückende Vergangenheit war der schönsten Gegenwart gewichen; die Genien der Lust spielten auf der Oberfläche, wenn auch in der Tiefe das stärkere Gefühl auf sicherem Grunde schlummerte.

Das Herz in seiner Fähigkeit doppelte Neigung zu geben, ist wie das Meer, dessen Wasser auch nur bis zu einer gewissen Tiefe von den Bewegungen der Oberfläche berührt werden und drunten klar und unbeweglich stehen.

Cordula hatte diese Genien geweckt. Das silberne Lachen des Kindes war verklungen, aber dafür das

träumerische Lächeln der Jungfrau auf den rosigen Lippen erblüht. Sie war noch immer schalkhaft und ausgelassen; aber die Lehrmeisterin Natur hatte die übermüthigen Augen schon gelehrt, sich vor dem Blick des Mannes zu senken.

Neben diesem reizenden Wildfang erschien die Schwester fast zu ernst, zu ruhig, und Cornelius war erst jetzt empfänglich, diesen Contrast aufzunehmen.

In dieser Stellung der Drei zu einander war das letzte Jahr verflossen. Im Anfang unvermerkt, war Cornelius die Größe des Conflicts nur allmählich klar geworden, und es drängte ihn, dem peinlichsten inneren Zwiespalt ein Ende zu machen. Er that es, indem er sich entschloß, um Cordula anzuhalten — von Liebe hatte er ja Alma nie gesprochen, und Freundin blieb sie ihm auch so.

Es ging keinerlei mündliche Erklärung vorher, und es begreift sich, daß es in diesem seltsamen Falle näher lag, zu schreiben, und zwar an den Vater zu schreiben, denn Cordula war noch so jung, daß, wenn er dies nicht gewollt, es immer noch geboten erschienen wäre, ihre Hand von — Alma zu erbitten.

So entstand der verhängnißvolle Brief. In höchster Erregung geschrieben, fortwährend in Ge-

danken mit beiden Schwestern beschäftigt, verwechselte er die Namen, und Jeder, der sich dabei einer ähnlichen, sehr leicht vorkommenden Zerstreuung erinnert, möge sich glücklich preisen, daß sie weniger ernste Consequenzen für ihn hatte.

Als der junge Vicar den Pfarrer von Friedheim verlassen hatte, sah dieser noch unruhiger als vorher den Töchtern entgegen. Endlich kamen sie, nahe an einander geneigt, den schmalen Pfad durch das Weizenfeld, dessen schwere Aehren, zur Ernte reif, die kleinere Cordula fast versteckten und herabhängend ihr kastanienbraunes Haar mit goldenem Staub besäeten. Alma, größer und schlank, breitete mit vorgehaltener Hand den Weg und trug ihr Spanhut und Handschuhe, eine gütige Gewohnheit aus der Kinderzeit, wo der Schmetterling beides oft verlor.

Ihnen voraus lief Cordula's langjährige Spielgefährtin, Fenella, eine schneeweiße Ziege, mit Glöckchen am blauen Halsbande und zierlichen Hörnern, die ihr überall wie ein Hündchen folgte.

Cordula sprang von Alma's Arm dem Vater entgegen und hing sich an seinen Hals; aber obwohl

es kaum möglich war, das holdselige Mädchen nicht zu verwöhnen, grüßte er doch heute die älteste Tochter zuerst und forschte in ihren ernsten und edlen Zügen, was die sanfte Erregung, die dort stand, ihm bedeuten möge.

Sie blickte ihn an und gab ihm still die Hand, und dann eilte sie mit der Schwester in's Haus; denn erst die spätere Abendstunde erlaubte der freundlichen Schaffnerin, vor dem Behagen der Anderen, an sich zu denken und mit dem Vater zu besprechen, was heute wohl ausschließlich ihr Gemüth bewegen mochte.

Der Feierabend nahte, der dem rüstigen Arbeiter freundlich winkt und den Stier losspannt vom Joche der Arbeit; die letzten Sonnenstrahlen spielten schon mit dem goldnen Hahn auf der Kirchthurmspitze, und die Abendglocke läutete. Mit Hülfe der hurtigen Mägde legte Alma selbst die schneeweißen Linnen über die Tische im geräumigen Hausflur und bereitete Alles reichlich und sorgsam für die heimkehrenden Leute vom Felde. Auch Cordula sprang geschäftig umher, freilich mehr hemmend als fördernd, aber doch für ihr munteres Wollen durch manches freundliche Wort von der verständigen Schwester belobt.

Als sie eben geendet, zogen singend und jauchzend

die Schnitter in den Hof und grüßten die Töchter des Hauses mit Sensengeklirr. Die munteren Dirnen brachten gewaltige Kränze aus Kornblumen und Rade und wanden sie Alma um die Schultern und der lachenden Cordula um den schmächtigen Leib. Dann führten die Schwestern selbst das schäkernde Völkchen zum gastlichen Tisch, und als der hütende Junge das „Aller Augen" gebetet, ließen Alle sich's wohl sein nach den Mühen des heißen Tages.

Als es nach dem ungewöhnlichen Geräusch im Rosenhof wieder still geworden war und Cordula im Garten für den Vater die erlesensten Früchte in das Körbchen gepflückt hatte, zog sie ihn selbst in das trauliche Stübchen zum abendlichen Tisch, und zur Rechten und Linken die Töchter, die einzigen, die ihm von den vielen geblieben waren, die Gott ihm geschenkt hatte, saßen sie, bis das schimmernde Abendroth die Wangen der Mädchen höher erglühen ließ und die Dämmerung leise herabsank.

Der Pfarrer trat noch hinaus in den Garten, um unter den Bäumen die Abendkühle zu genießen, und Alma stieg die Treppe hinauf in sein Zimmer. Es war der erste Moment des Alleinseins seit dem Morgen, und in tiefes Sinnen verloren blieb sie am offenen Fenster stehen.

Dort, auf den Hügeln, hinter welchen das Spät-

roth den Abendhimmel färbte, lag die Meierei und das weiße Häuschen, in welchem Cornelius wohnte. Dahin waren ihre Augen gerichtet, bis die Dunkelheit es ihr verhüllte und ein Stern nach dem andern hervorkam.

Jetzt zog sie dem Vater den Lehnstuhl an den Schreibtisch, zündete ihm die Lampe an mit dem schützenden grünen Schirm und nahm vom Gesims Gebetbuch und Bibel, ihm den Text für den morgenden Sonntag aufschlagend, bevor sie beides auf seinen Platz legte.

Sie wollte das Zimmer leise verlassen, bevor der Vater kam, denn wie klar sie auch sein mochte, das jungfräuliche Herz scheut sich immer das Geheimniß an's Licht treten zu sehen, das es so lange im tiefsten genährt und gehütet hat.

Aber der Vater suchte die Tochter und kam, von dem milden Lampenlicht gelockt, hinauf, sie dort zu finden Einmal Aug' in Auge, Beide erfüllt von demselben Gegenstande, bedurfte es nicht vieler Worte zwischen ihnen.

„Nie, Vater, nie habe ich einen andern Mann geliebt oder werde es thun, nie werde ich einem Manne angehören, wenn nicht ihm...." flüsterte sie auf des Vaters zärtliche Fragen.

Dann aber brach aus diesem selbstlosen und tie-

fen Frauengemüthe, in fliegenden halb von Thränen erstickten Worten, das Zeugniß des inneren Zwiespalts hervor, in welchem es lange gekämpft hatte zwischen dem mächtigen Zug der Neigung zu Cornelius und der fast eben so starken Liebe zu dem vereinsamten Vater und der jungen Schwester, die ihrer noch immer bedurfte, und deren Glücke sie ohne Schwanken das eigene aufgeopfert haben würde.

„Mein theures Kind," sagte endlich der Pfarrer und zog sie sanft in seinen Armen an das noch offene Fenster, hinausdeutend, wo der Mond auf die Hügel schien: „Dort werdet Ihr wohnen, nicht weiter von uns entfernt: Als sich blühend in der Hand läßt die Rose tragen — oder als die Nachtigall Halme trägt zum Neste...." setzte er in Rührung lächelnd hinzu, „trennen von Euch werde ich mich nie, meine Kinder, es sei denn für immer."

Es war spät, als sie sich trennten und Alma ihr trautes Gemach betrat, wo Cordula schon lange schlummerte. Sie trat an ihr Lager, und mit der Hand die Flamme des Wachsstocks beschattend, beugte sie sich zu dem lieblichen Mädchen nieder. Wieder fluthete es heiß über ihre Wangen, und sie kniete an dem Bette nieder, das ihre heiligste Liebe barg. Mischte sich in diese Thränen ein bitterer Tropfen, eine Ahnung des seltsamen Geschicks, das über

ihrem Haupte schwebte? Nein — denn sie würde dann gezögert haben und das Kind erforscht; aber es giebt ein geheimes Fühlen der Seele, das uns zuweilen still stehen heißt in der höchsten Glücksminute und uns gefangen nimmt, ohne daß der Verstand die Lösung zu geben weiß.

Alma unterlag einige Augenblicke diesem Einfluß; dann aber verscheuchte sie das Unklare und ermannte sich zum Bewußtsein der reinen Freuden, welche sie erwarteten. Sie suchte auch die Ruhe, um dem glücklichsten Tage entgegenzuträumen, vorher aber nahm sie sorgsam den Strauß von Heliotrop, Goldlack und stark duftenden Nelken von Cordula's Tischchen, damit nicht die Blumengeister kämen, ihr ein Leids zu thun.

Ein herrlicher Sonntag war aufgegangen, und der Rosenhof lag in der vollen Morgensonne. Ueberall nickten neu erschlossene Blüthen, thaufrisch und duftig, und schon seit dem Frühesten ging Alma zwischen ihnen umher.

Die erste Person, welche sie sprach, war ein Bote von Cornelius, nicht ein geflügelter Liebesbote, aber ein schmucker Bauernbursch im Sonntagsstaat mit

einem großen Strauß im Knopfloch, der durch die thauigen Wiesen gelaufen kam, um einen Brief an das Fräulein zu überbringen, und dessen schlaues Lächeln verrieth, daß er wohl ahne, um was es sich handle. Denn die Leute im Dorfe hatten über dieses Paar längst beschlossen, und als Alma den Brief genommen und Christel in die Küche geschickt hatte, sich zu erquicken, setzte er sich voller Aufregung zu den schwatzenden Mägden, und sie steckten von Neuem über die Frage die Köpfe zusammen.

Alma dagegen suchte die stillste Rasenbank im Gebüsch, um dort Cornelius' Brief zu lesen.

Was er ihr sagte, war die volle Wahrheit, daß sie nämlich die erste Frau sei, welche er geliebt, und die erste, welche das Verlangen nach häuslichem Glück in ihm geweckt habe; er verschwieg nur etwas: seine später aufglühende Neigung für Cordula. Das erstere wußte Alma. Sie kannte ihn zu genau, sie hatte ihn zu lange mit dem Auge der Freundschaft betrachtet, um nicht im Tiefsten überzeugt zu sein, daß ihre Charaktere wie geschaffen zu einander stimmten. Als dann später volle, bewußte Liebe daraus entstanden war, hatte sie Cornelius' Annäherung an die Schwester sehr wohl bemerkt, aber nur, um sich der Zuneigung der beiden, ihr theuersten Menschen zu freuen, und sie zugleich natürlich ge-

funden, da die Schwester erst jetzt den Kinderschuhen entwuchs.

„Ob er sich während der Kirche im Rosenhof die Antwort holen dürfe?“ schloß Cornelius' Brief, und das: „Ja, ich erwarte ihn,“ mit welchem Alma den Boten entließ, enthielt ihr tiefstes Wollen und Entschließen.

Bevor Alma in das Haus zurück ging, trat sie unter des Vaters Fenster, ihm den Morgengruß hinauf zu rufen, der dort stand, sich sammelnd zur Predigt, während sein andächtiges Auge über den Garten hinweg in die bläuliche Ferne schweifte. Dann trat sie in den geräumigen Hausflur. Der Sand, von der Mariette hübsch flammig gefegt, knisterte unter ihren Füßen, als sie hierhin und dorthin ging, zu sehen, ob auch Alles schmuck und sonntäglich sei. Aus den blankgebohnten Eichenschränken nahm sie das glänzende Linnenzeug und gab es den Mägden, ihnen dies und jenes empfehlend, damit in ihrem Bereich das Wohlbehagen keines lebendigen Wesens vergessen werde, und wäre es nur das kleinste Küchelchen der Glucke auf dem Geflügelhofe.

Nun stieg sie hinauf und trat vor die messingbeschlagene Truhe der Mutter, um das Sonntagskleid für Cordula herauszunehmen, das zierliche,

weiße, das sie ihr selbst mit Ranken und Rosen-knospen zum letzten Geburtstage gestickt hatte. Sie breitete es sorgsam über einen Stuhl im gemeinsamen Schlafgemach, und als sie dann selbst das glänzende Haar geflochten und sich zu ihrem Festtag geschmückt, trat sie an das Bett der rosigen Schläferin, sie mit einem Kuß zu wecken. Cordula öffnete hell die rehbraunen Augen und fuhr empor, als sie die Schwester schon völlig angekleidet vor sich sah.

„Alma, es ist wohl Zeit zur Kirche zu gehen, und ich habe bis tief in den Morgen hinein geschlafen. Wenn Du auf mich wartest, will ich fertig sein wie der Wind.“

„Ich gehe heute nicht zur Kirche, Cordula, Du gehst allein mit dem Vater.“

Cordula sah sie erstaunt an, Alma setzte sich auf den Rand ihres Bettes.

„Ich habe heute eine andere Sonntagsfeier, Cordula, auch so heilig wie das Gebet und so schön. Cornelius kommt.“

Bei diesem Namen überflog Purpurgluth die Wangen Cordula's, und in sprachloser Verwirrung starrte sie die Schwester an.

„Aber wenn ich auch ihm angehöre, Cordula,

Dir und dem Vater bleibe ich doch ganz und wie immer."

Cordula verbarg das heiße Gesichtchen in den Kissen, und als Alma, selbst erröthend, es aufrichten wollte, blitzten die Augen von Thränen.

Alma wußte sich die seltsame Bewegung des Kindes nicht ganz zu erklären; aber wie sie in heiliger Frauenscheu stets vermied an Zartes zu rühren, so wollte sie dieselbe gleichviel schonen, und um ihr Zeit zu geben, sich zurecht zu finden, stand Alma auf und ließ sie allein.

Cordula saß aufrecht in ihrem Bett, die Hände in ihren Locken vergraben, und schluchzte einige Male so heiß auf, wie Kinder weinen. Dann sprang sie mit beiden Füßchen zugleich auf den Boden und griff nach einem Kasten auf dem Sims, der bei der großen Hast, mit welcher er genommen wurde, aus einander fiel und getrocknete Blätter und Blumen weit umher streute. Cordula sammelte sie eilig und — verbrannte sie mit einem Muthe, der dem Mutius Scävola Ehre gemacht haben würde.

Die Betglocke verkündete das Vaterunser nach der Predigt, als Alma an Cornelius' Arm den Weg

entlang kam, welcher den Vater und Cordula aus der Kirche zurückführen sollte. Auch auf dem Friedhof, an der heiligen Stätte hatten sie gestanden und sich, während aus der Kirche die predigende Stimme des Vaters zu ihnen drang, über dem Grabe der Mutter die Hände gereicht — die Stunde, welche über ihre Zukunft entschied, war vorüber, der Bund geschlossen.

Cornelius war sehr bleich, aber anscheinend ruhig und sehr glücklich. Niemand hatte erfahren, was seit gestern in ihm vorgegangen oder wie heiß der Kampf gewesen sein mochte, den dieser schnelle und unwiderrufliche Entschluß ihn gekostet hatte. Seine etwas schmalen Lippen waren fest geschlossen, und nur jetzt, wo drüben aus dem großen Portal des Gotteshauses die ersten Kirchgänger kamen, zuckte es dann und wann über sein Gesicht.

Bald öffnete sich auch die Thür der Sacristei, der Gartenpforte gegenüber, und der Pfarrer im Ornat, von Cordula gefolgt, trat heraus.

Die Scene von heute früh wiederholte sich, Cordula hielt, bald erröthend, bald erbleichend, Cornelius die Lippen hin — und dann plötzliche Thränen und gewaltsames Ermannen. Die Bedeutung aber verstand allein Cornelius.

Die Brautzeit sollte nicht lang sein; nur so lang als nöthig, das Heim zu bereiten.

Alma war eine glückliche, aber leidenschaftslose Braut, eine von denen, welche besser für die Ehe, und zwar für die Ehe nach den Flitterwochen passen.

Auf den Hügeln in der Meierei wurde ihnen eine idyllische Wohnung hergerichtet, und der Pfarrer ging alle Tage selbst hinauf, um zu sehen, ob sich auch Alles für die Tochter traulich gestalte; eben so herzlich war sie bemüht und absonderlich jetzt für den Vater.

Doch aber wurde die Zeit durch ein für alle betheiligten Personen aufregendes Ereigniß unterbrochen — Cordula wurde in Pension geschickt.

Alma hatte, ohne jeden Nebengedanken, schon lange geglaubt, daß es dem lieben Kinde noth thue, auch einmal andere Menschen zu sehen, und meinte, der Vater werde sie am wenigsten vermissen, so lange sie selbst noch da sei; bestimmt aber wurde der Pfarrer diesmal durch — Cornelius, der die Frage angelegentlich plaidirte.

Cordula war rehfüßiger denn je, bald ausgelassen wie ein Kind, bald melancholisch und die stillsten Orte suchend. War es die Furcht der Trennung von den Lieben? Was es das neugierige Grauen vor dem Geheimniß draußen in der Welt, oder ein

Anderes, das sie heimlich im Innersten verschloß? Wer erklärt das Frühlingstreiben in einem so jungen Herzen?

Alma versuchte mit ihrer engelgleichen Sanftmuth das unstete Wesen der Schwester zu ebnen; aber Cordula wurde nur unruhiger, wenn sie sah, daß Alma sich all zu ausschließlich mit ihr beschäftige. Diese ihrerseits glaubte, Cordula werde die Krisis, in welcher sie sie befangen glaubte, natürlicher in einem Kreise von unbefangenen Gespielinnen überwinden als unter ihnen, die sie zu zärtlich, zu ängstlich, zu viel beobachteten — wie ja auch ein tiefer Sinn darin liegt, daß man Kinder nicht zu viel anblicken solle, damit sie gedeihen, d. h., damit die allweise Mutter Natur ihre Bildung ungestört vollenden könne.

Alma machte die Reise mit der Schwester, um sie in das ihr befreundete Haus in der Stadt einzuführen. Sie ließ sie unter der Obhut einer Dame von hoher Bildung und in einem Kreise der anmuthigsten Jugend.

Man kann nicht sagen, daß während dieser Zeit Cordula's Briefe von Heimweh zeugten, und sie kehrte nicht eher zurück als zu dem Tage, welcher Cornelius und Alma für immer verband.

Zum zweiten Male schon naht der Spätsommer seit der Verheirathung Cornelius' und Alma's.

Ein Jahr ungetrübten Glücks lag hinter ihnen; ein anderes, das dem äußeren Anschein nach in hohem Maße dasselbe versprochen — aber nicht gehalten hatte.

Ohne Wolkenschatten erschien es fremden Augen, von keinem Mißgeschick heimgesucht, von Krankheit, Sorge, Zwietracht unberührt. Das weiße Haus auf den Hügeln war noch schmucker geworden innen und außen, die Rosen im Pfarrgarten hatten noch nie schöner geblüht, man hatte die Bewohner der beiden Häuser noch nie inniger und öfter mit einander verkehren sehen. Und doch war bereits um diese Zeit der süße innere Friede entflohen und hatte auf seinen beweglichen Flügeln die Sicherheit des Glücks mit fortgenommen.

Der Pfarrer sah mit so felsenfestem Vertrauen auf seine Kinder, daß freilich ihm keine Befürchtung aufstieg, und doch gab es schon keinen Tag mehr, dem nicht Cornelius und Cordula mit fiebernder Unruhe, Alma mit geheimen Weh entgegensahen.

Was Alma damals nicht geahnt, was Cordula sich nicht klar gemacht, was Cornelius allein gewußt, aber zu überwinden gehofft: seine Leidenschaft für Cordula, sie war nun Alma unbarmherzig klar geworden.

Wie es geschehen konnte, daß diese Leidenschaft, während zweier Jahre durch den ernstesten Willen niedergehalten, doch wieder hervorbrach?

Cornelius hatte in der Nacht nach jenem verhängnißvollen Briefe den heißesten Kampf mit seinem eigenen Herzen bestanden, aber vielleicht den Sieg nur erhalten, weil ihm, inmitten der Erregung, die Stimme der Vernunft leise zugeflüstert, daß für die Dauer der Ehe Alma ihm ohne jeden Zweifel die passendere Gefährtin sei, erprobt und befreundet, geistig ihn ergänzend, wie es vielleicht nie in Cordula's Macht stehe.

Während der Abwesenheit der Letzteren und des ersten Jahres seiner Ehe hatten sich jene Eigenschaften Alma's glänzend bewährt und seine Vernunft voll-

ständig bezwungen, auch wohl durch das äußere Wohlbehagen, mit welchem sie ihn umgab, während die Leidenschaft schwieg.

Aber eben die vollständige Sicherheit des Besitzes, die Freude über die erlangte ruhige Lebensstimmung, verblendete Cornelius gegen die Gefahr, daß jene erwachen könne. Cornelius sah die immer reizender werdende Cordula täglich; der Nachmittag oder der Abend führte sie und den Vater zu ihnen hinauf, oder er ging mit Alma nach dem Rosenhof, und sie verlebten dort ihre Mußestunden zusammen. Es hätte das schönste Verhältniß sein können, getrennt und doch so innig verbunden, wie es nur unter gleichgestimmten Menschen möglich ist. Als solches hatte es Alma in tiefster Dankbarkeit gegen das Geschick empfunden, bis die schwere Prüfungszeit kam, ihr aufgelegt von den beiden geliebtesten Wesen, die sie auf Erden besaß.

Cordula? Der Aufenthalt in der großen Stadt und in einem neuen Lebenskreise war für das geweckte Mädchen bildend und fördernd gewesen; er hatte ihr geholfen den immerhin flüchtigen Eindruck zu verwischen, welchen Cornelius auf sie gemacht hatte, und den Muth verdoppelt, die Erinnerungen an seine Liebe zu vernichten. Sie hatte an diese Liebe geglaubt, wie ein junges Mädchen bei der ersten

Annäherung eines Mannes es thut. Daß er die Schwester statt ihrer begehrte, hatte sie einige Tage mit jugendlicher Verzweiflung erfüllt, und ihre schnelle Fassung war nur möglich geworden, indem sie sich, sehr vernünftiger Weise, sagte, daß sie sich über seine Zuneigung getäuscht habe. Diese Ueberzeugung erhielt sich und hielt sie aufrecht lange Zeit über ihre Rückkehr hinaus, wo außerdem auf die neue anmuthige Hüterin des Rosenhofs die Augen ihrer Lieben gerichtet waren, wo es ihren Stolz aufrief, dem Vater die Schwester zu ersetzen und dieser zu zeigen, daß ihre Unterweisungen nicht vergeblich gewesen seien.

Diese Zeit war jene für Alma vollkommene gewesen, wo sie ihren Vater heiter, ihren Gatten glücklich, die Schwester tüchtig und überaus reizend als jungfräuliche Hausfrau gesehen hatte.

Dann aber kam eine andere, wo Cordula, Meisterin ihrer häuslichen Pflichten geworden, durch dieselben ihr Handeln und Denken nicht mehr ausschließlich gebunden fühlte, wo ein Theilchen Langeweile, ein Theilchen Einsamkeit, auch wohl ein gewisses Etwas, aus der großen Welt mitgebracht, von welchem ein Hauch auch das unschuldigste Herz versengt, ihr das Köpfchen verrückten.

Die Verhältnisse waren nun nicht mehr neu,

Cordula begann Neues zu träumen. Dies war der Augenblick, wo auch Cornelius aufhörte über sich zu wachen, wo er nicht mehr sorgfältig vermied, mit ihr allein zu sein und sich geistig mit ihr zu beschäftigen.

Seine seelsorgerische Thätigkeit füllte ihn allein nicht aus, er trieb daneben mit Vorliebe alte Sprachen und Literatur; Alma selbst war es, welche, stets um Cordula's Fortbildung besorgt, ihren Gatten veranlaßte, mit ihr zu lesen und sie geistig zu fördern, während sie selbst aus der Fülle ihrer Herzensgüte die strengeren Pflichten, die Krankenpflege im Dorfe und den Unterricht der armen Kinder, mit ihm theilte.

Cornelius und Cordula fanden einen großen und nur zu bald unwiderstehlichen Reiz in dieser gemeinsamen Beschäftigung. Die Freude zu lehren ist doppelt groß, wenn sie sich an einen feinen und empfänglichen Sinn wendet. Cornelius genoß vollkommen neu, wenn er die zauberischen Gesänge seiner griechischen Dichter in das lauschende Ohr der lieblichsten Nymphe gießen durfte, und außerdem lassen Natur und ländliche Stille die Gaben der Poesie noch unmittelbarer und schöner empfinden, als das Gebrause der Städte.

So kam es, daß Cornelius noch einmal des

klaren Tageslichtes vergaß, mit welchem Alma's Freundschaft sein Dasein erfüllte, um sein entzücktes Auge in die magischen Lichteffecte zu tauchen, mit welchen die Leidenschaft, gleich den bengalischen Flammen, das Leben — für kurze Momente — verklärt.

Freilich hatte noch kein Wort Cordula sein Geheimniß verrathen, noch keine Handlung in Alma's Rechte eingegriffen; seine Sünde bestand darin, zu wissen, daß Cordula den süßen Reiz empfinde und theile, zu fühlen, daß sich die Zauberfäden mit jedem Tage fester um ihre Herzen schlangen, und daß er doch nicht den Willen besaß, sie zu zerreißen.

Alma's reinem Auge blieb dieses entstehende Verhältniß lange Zeit verborgen. In ihrer hohen Sittenreinheit, mit ihrem Gemüth ohne Falsch und ohne Mißtrauen, begünstigte sie es selbst, unbewußt, bis plötzlich — wie solche Offenbarungen zu kommen pflegen — ein heißer Blick der Beiden, ein Erröthen Cordula's, eine Verstimmung ihres Gatten ihr die Wahrheit enthüllten, und nun über alle Täuschung klar.

Diese Entdeckung machte Alma tief unglücklich, so unglücklich, daß ihr einige Tage der Muth gebrach, Cordula klar in's Auge zu schauen. Nicht daß sie einem Ungreifbaren Gestalt, oder dem Ver-

hältniß, welches noch rein war, eine andere Bedeutung gegeben; aber für sehr fein besaitete und wenig materielle Menschen ist in Wahrheit der Unterschied zwischen dem Wollen und der That ein geringer.

An einem dieser Tage nahm Cornelius am Nachmittage schon früher als gewöhnlich Abschied von ihr, um nach dem Rosenhof zu gehen und mit dem Vater einige Krankenbesuche zu machen. Alma wollte ihm erst später folgen. Es wäre ihr in ihrer Stimmung leichter und natürlicher gewesen, zu Hause zu bleiben, sie brachte bewußt ein Opfer, indem sie ging.

Das Pfarrhaus war auffallend still, als Alma eintrat, der Vater fortgegangen, wahrscheinlich mit ihrem Gatten.

Sie öffnete Cordula's Zimmer, auch sie war nicht da. Auf dem Nähtischchen am Fenster lag die Arbeit, wie eilig hingeworfen, einige abgerissene Blüthen und ein beschriebenes Blatt daneben. Alma zögerte, ob sie es lesen sollte. Dies Zögern selbst war ihr schmerzlich; nie hatte sie sonst gefürchtet, daß Cordula etwas vor ihr verheimliche. Sie nahm endlich das Blatt. Es waren einige Zeilen aus einer Ode der Sappho. Sie konnten keinen directen Bezug auf das Verhältniß der Beiden zu einander haben, aber sie athmeten die tiefe Gluth der

griechischen Dichterin, und sie waren von Cornelius' Hand geschrieben.

Alma legte das Blatt wieder hin, und Traurigkeit, tiefer als zuvor, überkam sie.

Unten im Stübchen neben der Küche saßen die Mädchen am summenden Spinnrad; aber Alma, immer so gütig gegen Untergebene und von ihnen verehrt, trat nicht wie sonst zu ihnen hinein — sie wollte nicht fragen und fürchtete sich vor unerbetener Auskunft. Sie ging in den Garten. Der blaue Himmel spannte sich wolkenlos über ihn hin, kein Lüftchen regte sich, es war fast lautlos still. Die Rosen blühten noch auf den Beeten von stark duftender Reseda, denen die kälteren Nächte schon die bräunliche Farbe gegeben hatte, die weiten Rasenflächen hatten sich zum zweiten Mal mit sammetnem Grün bekleidet, und sauber schlängelten sich zwischen ihnen die frisch geharkten Kieswege.

Alma durchwanderte sie alle, und warum haftete ihr Blick so forschend am Boden? Es hatte einen Grund, an sich unwichtig, und doch für sie so vielbedeutend gerade heute. Denn welchen Weg sie auch wählen mochte, überall begegnete sie den frischen Eindrücken eines männlichen Fußes und eines kleinen dicht daneben, den sie so gut kannte, den sie früher wohl hundertmal in ihrer Hand gehalten.

um ihm die zierlichen Schuhe anzulegen, und der so viele Jahre lang jedem ihrer Schritte nachgetrippelt war.

Die Spuren verloren sich im Bosquet, und endlich entschloß sich Alma, dorthin zu gehen. Sie hatte sich nicht getäuscht, denn bald hörte sie von der Richtung am kleinen See das Glöckchen der Fenella.

Alma ging sehr langsam, sie wollte nicht überraschen und konnte sich doch nicht entschließen zu rufen, weil sie fühlte, daß etwas in ihrer Stimme wie Thränen zittern würde. Sie wäre tausendmal lieber wieder heimgegangen, aber sie hielt es für ehrlicher und ihrer Aller würdiger, sich unbefangen zu ihnen zu gesellen.

Auf der kleinen Höhe blieb sie stehen, denn noch ehe sie es erwartete, erblickte sie Cornelius und Cordula.

Dicht am Ufer des kleinen Sees, dessen Oberfläche mit Nymphäen bedeckt war, saßen sie auf der niedrigen Moosbank, die an die Grotte lehnte.

Die weiße Ziege lag zu Cordula's Füßen im Grase, den schlanken Hals mit Ranken umwunden, an deren Blättchen sie gelegentlich nagte, und die Ohren spitzend, als spüre sie Jemandes Annäherung. Cornelius' Händen war das Buch entglitten, aus

welchem er gelesen hatte, und lag noch aufgeschlagen neben Fenella im Grase; dann und wann steckte sie die feine Nase zwischen die Blätter und schnupperte leise. Cordula saß an Cornelius' Arm gelehnt und blickte mit süßem Lächeln zu ihm auf, Cornelius war bemüht, ihr eine der großen weißen Blüthen in das goldige Haar zu stecken. Und als es geschehen war, sahen sie einander wieder an und — schwiegen.

O dieses Schweigen! Hätten sie gesprochen, so würde Alma vielleicht den Muth gefunden haben sich zu nähern; aber dieses halbvergessene, selige Ausruhen in einander, dieses Schweigen, welches Alles sagte, bannte ihren Fuß. Und wie schön sie aussahen und wie glücklich! Alma war bis zu dem Grade selbstlos, daß sie vor der blühenden Zusammengehörigkeit der beiden jugendlichen Gestalten erbebte, wie vor einem Recht, das sie auf einander hätten. Sie trat in diesen Augenblicken der Verzweiflung mit ihren Ansprüchen zurück, weil sie nicht eifersüchtig, weil sie nur unglücklich über das bittere Weh sein konnte, das die beiden geliebten Menschen ihr bereiteten.

Und ist Eifersucht denn jemals ein Zeichen der tiefsten Liebe gewesen? Hat sie, ausgesprochen, jemals in Wahrheit ein Herz dem andern zurückgegeben?

Nein.... o nein! Wehe der Frau, welche die Liebe wiederfordert, indem sie auf die Pflicht pocht. Die Pflicht und Alles, was sie äußerlich erfüllt, bringt vielleicht das erste Wort des Vorwurfs ihr zurück, aber die Liebe bleibt auch in der Ehe ein freies Geschenk und spottet in ihrer göttlichen Ursprünglichkeit jeder menschlichen Institution. Ja, in fein organisirten Naturen flieht sie vor dem Wort, weil die Pflicht eben ihr innerster Gegensatz ist. Alma fühlte so, und damit war für sie jedes der Mittel, mit welchen eifersüchtige Frauen sich in ihre Rechte wieder einzusetzen versuchen, ausgeschlossen. Während sie sich langsam entfernte, machte sie sich ihre Lage vollständig klar. Es war eine schwere Stunde. Denn der Zorn der Eifersucht und das heftige Aufbrausen sind bei Weitem weniger schmerzlich als das stille Sichzusammenfassen, aber sie heilen anch nicht, sie machen, nach der augenblicklichen Erleichterung, den Riß nur tiefer.

„Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz und eine klingende Schelle", glitt Alma durch den Sinn. Das Wort war das Symbol ihres Lebens. Alma wußte, daß, wenn es der opferfreudigsten Liebe nicht gelinge, die Situation ohne Gewaltsamkeit zu klären, in dem Gatten und der

Schwester den freien Entschluß zu wecken und sie leise zurückzuführen aus der Verirrung — für sie jede Hoffnung auf Wiederkehr des Glücks verloren sei.

Als der Abend sie im Pfarrhofe mit den Ihrigen vereinigte, war sie sehr mild, und nur die zärtlichen Augen des Vaters bemerkten ihren umschleierten Blick.

Cordula uud Cornelius befanden sich in jenem Taumel, der nicht an die Zukunft und nicht an Andere denkt, keine Gefahr, keine Entdeckung fürchtet, weil er nur erst der Ausdruck des intensivsten Wünschens ist.

Alma, im seltsamen Widerspruch, freute sich fast ihrer rücksichtslosen Unbefangenheit, denn sie gab auch ihr den Beweis, daß sie sich einer wirklichen Schuld nicht bewußt seien; im Gegentheil war der Ausdruck des Glücks in ihren Zügen so naiv, als forderten sie die Anderen auf es zu theilen. Alma sah wohl, daß Beide einander keinen Moment aus den Augen ließen, aber auch, daß sie dies nicht zu verheimlichen, daß sie sich nicht zu entfernen versuchten, und daß Cordula ihre kleine Hand fast immerwährend auf der Cornelius' ruhen ließ, während sie mit Alma sprach. Diese hatte zu viel Achtung vor ihnen und auch vor sich selber, um schon jetzt zu

fürchten, daß sie absichtlich getäuscht werde, und zuweilen legte sie ihre Hand auf die vereinigten der Beiden, um ihnen einen Beweis dieses Vertrauens zu geben.

So verging der Abend und viele andere Tage. Cornelius und Cordula versäumten nichts in äußeren Rücksichten gegen Alma, und diese, immer erfüllt von demselben Gedanken, fuhr fort in demselben Sinne zu handeln. Aber die Leidenschaft, die grausame, einmal erwacht, bricht doch die Dämme, wenn die Fluthen ungehindert gegen sie heranbrausen können. Alma behandelte ihren Gatten nur noch achtungsvoller. Wenn er untreu war, so wollte sie es wenigstens nicht sehen, um ihm die unheilbare Beschämung zu ersparen; sie wachte, aber sie spürte nicht seinen Schritten nach; sie vermied zu überraschen oder sich auszusprechen; sie verzieh ihnen täglich, wenn auch mit heißen Schmerzen.

Das Einzige, was sie that, war, nicht mehr das Alleinsein Beider, sondern Cordula und den Vater öfter zu veranlassen, zu ihnen herüber zu kommen als nach dem Rosenhof zu gehen. Sie hoffte, das Palladium des Hauses werde sie besser schützen und Cordula's erwachender Erkenntniß die Heiligkeit der Ehe klarer und unantastbarer darstellen, als wenn sie ihre jungen Sinne der Frei-

heit und den flüsternden Lockungen der Einsamkeit überlasse.

Sie beschäftigte sich viel mit ihr, ließ sie noch häufiger Antheil nehmen an ihren Interessen und sprach nicht mehr halb spielend zu der kleinen Schwester, sondern wie zu einer Freundin, die würdig und reif geworden ist, den Kindestraum mit dem Bewußtsein ihrer Frauenbestimmung zu vertauschen.

Die Zeit der Weinlese kam, und es wurde lebendiger auf den Hügeln mit den Weingeländen. Die heiße Septembersonne hatte die Trauben gekocht; die munteren Dirnen, zu Winzerinnen geworden, schnitten sie in die mächtigen Körbe, und auf den Meierhöfen gab es ländliche Feste.

Cordula freute sich an dem Allen. Sie kam täglich mit der Fenella herauf und lachte mit den Lustigen, was recht eigentlich ihre Sache war. Aus dem Weinlaub, welches Cornelius' Häuschen umrankte, blickten auch die röthlichen Trauben, und während an einem dieser Tage Alma mit ihrer Arbeit unter dem Kastanienbaum vor dem Hause saß, stand Cordula mit einem Körbchen auf der Leiter, die bis zu dem Fenster von Cornelius' Arbeitszimmer reichte, und dessen einer Flügel offen stand.

Cornelius hatte ihr vorher geholfen und mit ihr gescherzt, dann war ein kleiner Streit, dann ein

kleines Schmollen Cordula's gefolgt und Cornelius hinaufgegangen, wo er nun, vom Fenster halb abgewandt, an seinem Schreibtisch saß. Dies Alles war unter Alma's Augen geschehen. Jetzt wurde sie abgerufen und ging ebenfalls in das Haus, wo sie eine Beschäftigung hatte.

Cordula stieg auf der Leiter zuerst nicht höher, als bis das Fenster noch einige Fuß über ihr war, warf nur dann und wann einen verstohlenen Blick hinauf und war ganz still. Nach einem Weilchen stieg sie eine Staffel höher, summte leise eine Melodie, warf mit Blättern nach der Fenella und ließ unversehens die Scheere fallen.

„Fenella, bring mir die Scheere wieder herauf!" rief ihre lachende Stimme. Ueber ihr regte sich etwas. Cornelius' Gesicht erschien zwar nicht am Fenster, wohl aber seine Hand mit einer großen Scheere, die Cordula lächelnd nahm, aber nicht das kleinste Wörtchen des Dankes sagte. Wieder war es ein Weilchen still. Dann hing Cordula eine der mächtigen blauen Trauben an der Scheere auf und hielt sie über ihren Kopf in das offene Fenster, wobei sie wieder eine Staffel höher steigen mußte. Die Hand nahm die Traube, aber ebenfalls wurde nicht ein Wörtchen gesagt.

Gott weiß, wie lange Cordula noch geschmollt

haben würde, wenn nicht die Trauben, welche sie nun schneiden mußte, gerade so gehangen hätten, daß sie, um sie zu erreichen, die letzten Staffeln der Leiter ersteigen mußte, so daß nun ihre Füßchen dem Fensterbrett gleich standen und sie sich an dem Fenstersims halten mußte, um eine Stütze zu haben. Zwar drückte sie ihr weißes Kleid zurück und steckte den Kopf in das dunkle Laub, aber der Schatten ihrer Gestalt fiel auf Cornelius' Buch, und erschrocken, sie so hoch zu sehen, sprang er auf und trat an's Fenster. Cordula, überrascht, bog sich zur Seite, in Folge der plötzlichen Bewegung schwankte die Leiter, und Cornelius voll Furcht, daß sie falle, legte schnell seine Arme um ihren schlanken Leib und hob die Sträubende in's Fenster. Als er sie aber auf den Boden niedersetzen wollte und sie dabei anblickte, erschien ihm ihr glühendes Gesichtchen mit dem goldigen Haar, auf welchem Weinblätter zerstreut lagen, so reizend, daß er sie noch einige Augenblicke hielt und ihren blühenden Mund mit seinen Lippen berührte.

Es war das erste Mal, daß er sie küßte, und gerade dieses erste Mal sah es Alma. Sie war im Nebenzimmer beschäftigt, und das Glasfenster der Thür verrieth es ihr so unerwartet und so gegen

ihren Willen, daß sie floh, als drohe ihr der Biß einer Schlange.

Sie ging hinaus in den Wald, und es bedurfte doch einer langen Weile, bevor sie die Fassung gewann, ohne welche sie ihnen nicht entgegentreten wollte.

Als sie endlich zurückkam, scheute sie sich, unerwartet in Cornelius' Zimmer einzutreten, und diese Scheu in ihrem eigenen Hause gab ihr eine neue schmerzliche Empfindung. Es kam ihr kleinlich vor, sich nicht über die Details, über die kleineren äußeren Beweise der Untreue hinwegsetzen zu können, während sie doch wußte, daß sie geistig über denselben stehe.

Sie trat unter Cornelius' Fenster und rief leise den Namen ihrer Schwester. Cornelius sah heraus und sagte ihr, daß Cordula unten sei. „Wir haben Dich gesucht, Alma," fügte er hinzu.

Alma drückte bei diesen Worten unwillkürlich die Hand an die Stirn, als schmerze sie; aber sie kämpfte schnell die Empfindung nieder und ging in das Haus. Cordula trat ihr aus dem Wohnzimmer entgegen, mit Hut und Shawl, im Begriff fortzugehen.

„Du willst fort, Cordula? Ich hatte gehofft Dich zum Abend hier zu behalten. Bleib', Kleine!"

„Der Vater erwartet mich, Alma.“

„Wir holen den Vater. Es ist der Vorabend unseres Hochzeitstages, und ich möchte gerade heute Euch Alle um mich haben, Cordula.“

Zum ersten Male in ihrem Leben war in Cordula's Wesen Verlegenheit der Schwester gegenüber, sie suchte nach einem andern Vorwande nach Hause zu gehen, aber Alma ließ sie nicht. Sie nahm ihr selbst den Shawl ab, und als sie ihr auch den Hut aufbinden wollte, bemerkte sie, daß Cordula den Kopf wegzuwenden suchte, weil ihre Augen voll Thränen standen.

Alma küßte sie leise auf beide Augen, ohne ein Wort zu sagen, und dann gab sie ihr unbefangen allerlei Beschäftigungen, ließ sich von ihr helfen wie früher, ging mit ihr hinab, um bei der Köchin Cordula's Lieblings-Omelette zu bestellen, und beauftragte sie mit den Verzierungen und Niedlichkeiten des Theetisches, „weil das Niemand so gut verstehe als Cordula.“

Sonst pflegten der Vater und Cordula ihren Platz zwischen den Gatten zu haben.

„Heute dürfte ich eigentlich nicht von Cornelius getrennt sitzen, nicht wahr, Cordula? Und willst Du ihn durch einen Strauß auf seinem Teller daran erinnern, welch ein Tag heute ist?“

Alma ging, ohne die Antwort zu erwarten, denn ihr lag nicht daran, das heiße Erröthen der Schwester zu sehen, und sie war weit entfernt, ein Aussprechen herbeiführen zu wollen. Sie ging dem Vater entgegen, welcher den Fußpfad heraufkam, und als er unter den Kastanien ausruhte, trat auch Cordula zu ihnen und sagte, daß sie fertig sei.

„Willst Du nun hinaufgehen und Cornelius holen, Cordula?“ sagte Alma.

Cordula erröthete wieder, und nach einigem Zögern legte sie ihren Arm in den Alma's und zog sie mit fort.

„Wir wollen ihn zusammen abrufen, Alma.“ Und diese folgte nur zu gern, denn auf dem freien Entschluß der Schwester ruhte ihre Hoffnung.

Wirklich hatte Alma für den Abend erkauft, was sie wollte: Heiterkeit und jene Ueberlegenheit, welche die Selbstbeherrschung stets über Andere giebt. Cornelius glaubte sie noch nie so mild und weich, Cordula sie noch nie so zärtlich gesehen zu haben, und der heimliche Vorwurf ließ Beide dies noch tiefer empfinden. Später zog Alma Cordula's Sessel dicht neben den ihrigen, und während der Vater und Cornelius sich mit einander in die Unterhaltung vertieften, lenkte sie das Gespräch zurück

aus der für sie unerquicklichen Gegenwart in die Vergangenheit und erzählte Cordula aus ihrer Kinderzeit von jenen Vorfällen, welche sonst nur das Herz einer Mutter aufzubewahren pflegt, und die junge Mädchen so gern hören — — kurz, Alma that ihr zu Liebe, was sie nur ersinnen konnte, und in der Nacht, welche darauf folgte, saß Cordula in ihrem Bette wach, sah oft nach dem Bilde der Schwester hinüber und schluchzte auf ihre gefalteten Hände.

Seit dieser Zeit wurde das Verhältniß zwischen Cornelius und Cordula ein anderes. Cordula waren die Augen geöffnet, sie fing an Cornelius zu vermeiden, und dieser wußte, daß sie sich der gefährlichen Grenze näherten, wo es dann keine andere Herrschaft mehr giebt als die der Leidenschaft. Sie sprachen sich nicht darüber aus, wie sie auch ihre Liebe nicht ausgesprochen hatten, aber sie fühlten, daß es so nicht weiter gehen könne.

Einige Tage darauf ging Alma nach dem Rosenhof, weil Cordula bei Weitem seltener gekommen war als sonst. Cornelius hatte eine wissenschaftliche Arbeit angefangen, welche ihn ausschließlich zu

beschäftigen schien, und abgeschlagen, sie zu begleiten.

Alma fand die Schwester im Garten sitzend, die sonst so lachenden Augen roth geweint, und die blühenden Wangen und Lippen blaß.

Der erste wirkliche Kummer auf einem jungen, schönen, übermüthigen Gesichte, das wir sehr lieben, in welchem wir gewohnt waren den Ausdruck unbefangenen und kindlichen Glücks zu sehen, der uns selbst, die wir es verloren haben, erfrischte, hat etwas unbeschreiblich Schmerzliches. Denn dieser erste Kummer haftet zwar an einem bestimmten Ereigniß, aber er ist zugleich der tiefste und größte, denn er zerreißt den goldenen Schleier, welcher dem Kindergemüth das Leben in seiner wirklichen Gestalt verbarg, und läßt es zum ersten Male den Druck des Erdendaseins fühlen, der sich nun bald und immer schwerer auf seine Flügel senken wird.

Alma empfand es so, und obwohl es natürlich war, daß sie den Grund von Cordula's Thränen in ihrem Verhältniß zu Cornelius suchte, so konnte sie sich doch nicht entschließen in ihr die Frau zu sehen, die mit frevelnder Hand in ihre Rechte eingreifen wollte, sondern immer nur die Schwester, deren moralisches Wohl ihr anvertraut wäre wie

das eines Kindes, und doppelt, wenn ihm Gefahr drohe.

Alma breitete ihr die Arme entgegen, und das arme Kind, von der ungewohnten Einsamkeit vollends unglücklich gemacht, warf sich schluchzend an ihre Brust.

Alma wollte nicht in sie dringen und keinerlei unfreiwilliges Geständniß von ihr, sie ließ die Kleine daher geduldig an ihrem Herzen ausweinen, wie sie es seit der Wiege gethan hatte, und wartete ruhig, bis sie sich zum Aussprechen entschloß. Wie erstaunte Alma aber, als sie ihr etwas ganz Anderes erzählte, als sie erwartet hatte, etwas, das vielleicht das eigentliche Geheimniß verbarg, aber Alma's Sorge nur vergrößerte.

Cordula hatte während ihres Aufenthaltes in der Stadt einen jungen Mann kennen gelernt, den Bruder der Dame, in deren Pension sie war, und Alma hatte aus allerlei zerstreuten Andeutungen der Schwester wohl entnehmen müssen, daß er sich angelegentlich mit ihr beschäftigt habe.

Sie selbst hatte ihn bei ihrem kurzen Besuch nur flüchtig gesehen, aber sie erinnerte sich seiner einnehmenden Erscheinung sehr wohl, sie wußte außerdem, daß er als Arzt eine sehr geachtete Stellung habe, und schätzte seine Familie.

Die Erwähnung des jungen Leonard also, welche sich als erstes Geständniß von Cordula's Lippen stahl, berührte Alma nicht unangenehm, und eben so wenig ihr zweites, daß er ihr geschrieben habe. Aber die Hauptsache kam erst: daß Cordula ihm nämlich geantwortet und ihm — einen Korb gegeben habe.

Sie zeigte der sehr überraschten Schwester Leonard's Brief und, wie ein artiges Schulkind, das Concept ihrer Antwort; sie war dazu so bereit, als wollte sie durch die nachträgliche Aufrichtigkeit wieder gut machen, daß sie so schnell und ohne den Vater oder die mütterliche Schwester zu fragen gehandelt hatte.

Alma aber durchschaute sehr wohl, daß sie es gethan, damit man nicht nach dem eigentlichen Grunde forsche, und nicht allein dieser that Alma weh; ihr erschien Cordula's Schritt auch übereilt, denn vielleicht kannte sie den jungen Mann nicht genug, um starke Zuneigung zu ihm zu fühlen, aber jedenfalls nicht genug, um ihn ohne Weiteres zurückzuweisen. Sie machte ihr daher einige sanfte Vorwürfe, konnte aber nun nichts weiter thun, als die Sache auf sich beruhen lassen, und verließ sie mit noch schwererem Herzen als zuvor.

Alma hatte Recht; denn wer das weibliche Herz und das Wesen der Liebe kennt, weiß, daß dieser Schritt Cordula's keineswegs geeignet war ihre Neigung zu Cornelius abzukühlen, im Gegentheil gab ihr das Bewußtsein, ihm eine Partie geopfert zu haben — denn damals war ihr der junge Leonard durchaus nicht gleichgültig gewesen — einen Ernst, den sie früher nicht gehabt hatte und eine gewisse Tragik, die für dieses Alter sehr verführerisch ist.

Die trüben Augen des lieblichen Kindes und die träumerische Lässigkeit, welche ihrem Wesen neuen Reiz lieh, gaben aber auch Cornelius' Empfindungen eine heißere Färbung, um so mehr, als er jetzt den ernstesten Willen hatte ihnen zu widerstehen.

Alma hatte ihm nicht das geringste Wort des Vorwurfs gesagt; aber die Unbefangenheit zwischen ihnen war dahin, er sah, daß sie trotz ihrer Bemühungen traurig war — die Situation drückte ihn äußerst peinlich.

Wieder waren einige Wochen vergangen. Cornelius und Cordula hatten sich gesehen, aber selten allein — es war eine schwüle und qualvolle Zeit für Beide gewesen. Die schönen Tage des Nachsommers hatten sie kaum herausgelockt — sie fürch-

teten, sich einander auf den einsamen Wiesenpfaden zu begegnen, während sie es doch heimlich ersehnten, und wenn die langsam schleppenden Stunden wieder ihren Kreislauf vollendet hatten, stand Cordula lange am Fenster und blickte hinüber nach dem weißen Hause auf den Hügeln.

Alma litt unter dieser Wendung der Verhältnisse fast noch mehr als früher, wo nur ihr persönliches Glück bedroht gewesen war, denn das Ausweichen und Vermeiden unter so Wenigen drohte das Familienglück in seiner Wurzel anzugreifen, und traurig sah sie eine der stillen Freuden nach der andern welken, die den Anderen zu bereiten die Befriedigung ihres Lebens gewesen war. Vergebens bot sie die ganze Liebeswürdigkeit ihres Herzens auf, wieder Heiterkeit in ihren kleinen Kreis zu bringen; was half es ihr, wenn Cordula's Stimme, anstatt wie sonst frisch gleich der eines Vögelchens zu erklingen, in Thränen erstickte, wenn Cornelius in Folge dessen einsilbig wurde und einen Vorwand suchte, sich in sein Zimmer zurückzuziehen, und selbst der Pfarrer, sonst so unbefangen, anfing, zu diesem wunderlichen Wesen den Kopf zu schütteln und Alma nach dem Grunde zu fragen. Die Aermste!

„Wir müssen daran denken der Kleinen eine Zer=

streuung zu schaffen, lieber Vater; junge Mädchen haben oft ihre Seltsamkeiten, in die man nicht einzudringen vermag. Du solltest mit ihr reisen!"

Der Pfarrer, welcher durchaus nicht begreifen konnte, wie man sich an irgend einem Orte wohler fühlen könne als im Rosenhof, ging aber nicht so leicht darauf ein, und wie nichts, am wenigsten aber die Leidenschaft, einen Stillstand kennt, so steigerte sich das Unbehagen allerseits bis zu seiner Höhe.

Der Mensch ist ja so geartet. Erst wenn sich das Verhängniß erfüllt, oder anfängt unheilbar zu werden, entschließt er sich zur Umkehr.

Um Alma zog es sich immer düsterer zusammen — ihr Hoffen sank. Cornelius, dem einer der Familienabende marternd gewesen war, beschloß am andern Tage, er wußte selbst nicht genau was, aber jedenfalls Cordula zu sehen und Klarheit in eine Situation zu bringen, die anfing ihm unerträglich zu werden.

Es war einer jener heißen Tage, welche der Nachsommer zuweilen bringt, die Luft war grau und gewitterschwül und theilte ihre elektrische Spannung dem Gemüthe mit; Cornelius, welcher während des Morgens kaum fähig gewesen war den ruhigen Augen seiner Gattin zu begegnen, fühlte

sich von einer fieberischen Unruhe getrieben. Er konnte den Moment nicht erwarten fortzugehen, es mußte Alma auffallen; und auf dem Wege zögerte er doch — was sollte er Cordula sagen? Er konnte nicht daran denken, ihr von dem Briefe zu erzählen, denn wie er auch gegen Alma sündigen mochte, er achtete sie nur um so höher, und sie durch die Enthüllung dieses Geheimnisses in den Augen der jüngeren Schwester bloßzustellen, würde ihm als der größte Frevel erschienen sein. Vielleicht sogar imponirte sie ihm geistig zu sehr, um sie zu lieben, wie sein leidenschaftliches Herz es bedurfte.

Cornelius hatte wenig Frauen gekannt, er hatte die Liebe nicht gemißbraucht, seine Jugend war sehr rein gewesen — er sehnte sich nach den frischen Lippen Cordula's, und der Gedanke, ihre lebenswarme Gestalt noch einmal in seinen Armen zu halten, war ihm unwiderstehlich.

Er stand endlich an der kleinen Pforte, welche aus dem Felde in den Garten des Rosenhofs führte. Cordula erwartete ihn um diese Stunde nicht, und wenn er sie jetzt nicht, jetzt nicht allein träfe! Der Gedanke erschreckte ihn so, daß er wieder unschlüssig stehen blieb und lauschend nach der Richtung des Hauses sah. Es war ganz still und Niemand ließ sich sehen, aber aus dem Gebüsch drang leises wohl-

bekanntes Klingen an sein Ohr: das Glöckchen der Fenella.

Inmitten des Bosquets lag ein Rasenfleck wie ein heller Smaragd in der dunkeln Einfassung der Tannen, der einsamste Platz im Garten und in heiteren Tagen von Cordula gemieden. Sie jetzt hier zu finden, berührte Cornelius wie ein Gedanke an ihn gerichtet.

Er näherte sich und sah durch die Stämme Cordula's helles Kleid schimmern. Sie ruhte im Grase dicht neben der Fenella, die sich nur dann und wann leise bewegte. Cordula's Kopf lag an dem schneeweißen Halse der Jugendfreundin — sie schlief.

Cornelius kniete zu ihnen nieder und hielt der Ziege einige saftige Kräuter hin, damit sie sich nicht rege. Das Thier sah ihm mit klugen Augen zu, wie er Cordula's goldene Locken streichelte, wie er den Athem ihres halb geöffneten Mundes trank und endlich die gesenkten Lider küßte.

Hier aber wurde Fenella unruhig, denn die Hand, welche noch einige Kräuter hielt, entzog sie ihr unwillkürlich, sich um Cordula's blühenden Leib zu legen — und diese schlug die Augen auf. War sie so sehr mit ihm beschäftigt gewesen, daß sie kaum erschrak? Sie ließ sich von ihm empor

ziehen, und ihr Kopf sank wie erschöpft an seine Brust.

„Es war so schwül, so still, so einsam hier, Cornelius,“ flüsterte sie.

„Wo ist der Vater, Cordula?“

„Er ist fortgegangen und kann erst spät heimkehren. Ich glaube, ich versuchte zu schlafen, um dem Gedanken zu entfliehen, den ich nicht ....“

„Den Du — den ich nicht denken darf, Cordula, und den wir doch fühlen mit jedem Pulsschlag, mit jeder Berührung, die durch unsere Nerven zittert, mit jedem Kuß von Deinen süßen Lippen! Bebe nicht zurück — Du weißt nicht, wie ich um Dich gelitten habe. Nur einmal sei ruhig und glücklich in meinen Armen, Cordula, dann will ich fortgehen, will für immer ....“

Aber sie schauerte zusammen und floh vor ihm wie ein scheues Reh.

Fenella schnupperte noch einmal an Cornelius' Hand und flog dann ihrer Herrin nach, die ihn in einem Taumel der Aufregung zurückgelassen hatte.

Das Gewitter zog jetzt herauf, der Donner grollte fern und einzelne Blitze zuckten schon durch den düstern Himmel. Cornelius folgte dem jungen Mädchen und fand sie am kleinen See. Sie lag auf den Knieen

neben der Moosbank und verbarg den Kopf in ihren Händen.

Der Wind begann in den Bäumen zu sausen, und einzelne schwere Regentropfen fielen herab.

„Komm, Cordula, laß uns hineingehen,“ sagte Cornelius, sich zu ihr niederbeugend, zärtlich. Sie schluchzte leise; aber sie ließ sich von ihm dem Hause zuführen, ihn schüchtern und doch in einer Weise anblickend, daß Cornelius all' seine besseren Entschlüsse vergaß.

Was kümmerte sie im kleinen Stübchen das Toben des Gewitters draußen? Die Finsterniß, welche plötzlich den Tag umhüllte, legte zugleich einen keuschen Schleier um Cordula's glühende Verwirrung, im Rollen des Donners erstarben die flüsternden Liebesworte, die Schwüle draußen löste die Schwüle ihrer Herzen — während einer Minute des Glücks verging ihnen die Welt.

— — — — — — — — — — —

Cordula fand zuerst das Bewußtsein wieder — wie im Leben so auch in der Liebe ist der Egoismus des Mannes größer — und es erdrückte sie fast, wenn sie an Alma dachte. Sie stürzte an's Fenster. Der Sturm brauste über die Fluren hin, aber der Regen strömte jetzt nieder.

Der Gedanke, daß der Vater während dieses Un=

wetters auf dem Heimwege sein könnte, fiel plötzlich ängstigend auf sie.

„Wenn dem Vater etwas zugestoßen wäre, Cornelius," sagte sie mit gepreßter Stimme. „Laß uns hinaus und ihm entgegengehen."

Cornelius trat zu ihr an's Fenster. Wohl tauchte Cordula noch einmal ihren heißen Blick in seinen, aber er war schon verschleiert von Selbstvorwürfen, die sich wie düstere Schatten zwischen sie drängten.

Während Cordula sich in ihrem Zimmer zum Fortgehen bereit machte, kam die Mariette herauf und brachte einen Brief an Cornelius. Die Adresse war von Alma's Hand. Er öffnete hastig, der Brief enthielt nur wenige Worte:

„Als Du heute Abschied von mir nahmst, Cornelius, hatte ich eine Bitte — aber ich konnte sie nicht über meine Lippen bringen: nicht in solcher Stimmung zu Cordula zu gehen. Als ich dann allein war und Dich bei ihr wußte, wollte es mir zum ersten Male nicht mehr gelingen, an die junge Schwester zu denken — immer nur an das

Weib, welches Du liebst und nicht besitzen kannst, weil ich zwischen Euch stehe. Cornelius — meine Treue kann nicht gebrochen werden, aber meine Liebe zu Euch Beiden ist stärker als jedes andere Gefühl — ich habe die Hoffnung aufgegeben, ich werde auch meine Schmerzen, fern von Euch, allmählich tragen lernen. Weißt Du einen Weg Euch zu vereinigen, ohne daß Deine und des Vaters Würde verletzt wird, so nenne ihn mir — ich will entsagen. Alma."

Cornelius hatte sich in der Verblendung der Leidenschaft nicht klar gemacht, daß es dahin kommen könne; es von Alma ausgesprochen zu sehen, vernichtete ihn. Er wollte Cordula von dem Briefe sagen, aber er vermochte es nicht. Es schien ihm, als würde der Riß noch unheilbarer, wenn Cordula wüßte, wie die Schwester gelitten habe, und seine Sünde gegen Alma erschien ihm in dem Spiegel ihrer Worte so riesengroß, daß nur ein Gedanke noch daneben Raum hatte: ihre Verzeihung.

Sie gingen schweigend durch den Garten. Welcher Contrast zwischen den letzten hier verlebten Minuten und dieser herbstlichen Verwüstung! Der Sturm hatte die letzten Rosen entblättert und die

Ranken heruntergerissen, es sah Alles traurig aus unter dem düstern Himmel, durch welchen noch falbe Blitze schlängelten. Sie schlugen den schmalen Pfad durch die Stoppelfelder ein, der an den alten Eichen vorüber zum nächsten Dorfe führte und von wo der Pfarrer zurückkehren sollte.

Der Weg war so vom Regen überströmt, daß Cordula nur mit Cornelius' Hülfe weiter gehen konnte; sie fühlte eine unbestimmte Angst um den Vater, die ihr Thränen in die Augen drängte, und Cornelius vermochte ihr kein Wort des Trostes zu sagen, denn auch er fühlte sich so unglücklich wie noch nie in seinem Leben.

Sie näherten sich der Gruppe von alten Eichen, und schon von ferne sahen sie, daß der Blitz einen der majestätischen Bäume getroffen hatte, denn die mächtigen Aeste hingen gebrochen herab, und als sie näher kamen, bemerkten sie den Riß, welchen der Stamm bis zur Wurzel erlittten hatte. Aber gleichzeitig traf etwas Anderes auf der Erhöhung unter den Bäumen ihren Blick: eine unbewegliche Gestalt in Frauenkleidern, die am Fuß des Baumes niedergesunken war.

Sie eilten herzu und erkannten Alma — starr und regungslos, die Blässe des Todes auf den Wangen. Ihre Kleider trieften vom strömenden

Regen, das dunkle Haar hing naß an den Schläfen nieder, die Glieder waren gestreckt und kalt.

Neben ihr lag ein Körbchen, in welchem Bücher und noch einige der Erfrischungen sich befanden für die Kranken, die sie jetzt und oft an Cornelius' Statt zu besuchen pflegte. Sie hatte der schmerzenden Einsamkeit entfliehen und aus diesen Liebesdiensten Muth schöpfen wollen; sie war vom Gewitter überrascht worden und hatte unter dem Baume Schutz gesucht.

Cordula hatte sich schreiend über den Körper der Schwester geworfen, in diesem Augenblicke selbst das Geschehene vergessend und nur dem heißesten und kindlichsten Schmerze hingegeben.

Cornelius dagegen, während er mit entsetztem Auge auf die Gruppe stierte, litt mehr, denn in seinen Jammer über den Anblick mischten sich alle Furien der Reue. Die treue, die opferfreudige Gattin, auf dem Wege die Pflichten zu erfüllen, welche er jetzt vernachlässigte, mit dem Entschluß der freiwilligen Entsagung im Herzen, von demselben Blitzstrahl vielleicht getroffen, welcher niederflammend seinen Treubruch sah!

Er begann mit Cordula Alma's Glieder zu reiben, um nur erst die Erstarrung zu lösen, und wortlos, in tödtlicher Angst erwarteten Beide den

Erfolg ihrer Bemühungen. Es war vergebens; die Qualen der Ungewißheit dehnten sich zu Ewigkeiten. Cornelius versuchte Alma zu tragen, und sie erreichten endlich mit der Bewußtlosen ihre Wohnung. Aber erst nach vielen Stunden, als sie längst auf warmem Lager gebettet war, gelang es ihren und des Arztes Anstrengungen, dem starren Körper die ersten schwachen Zeichen des wiederkehrenden Lebens zu entlocken.

Es folgten sorgenschwere Monate — die schwersten in Cornelius' und Cordula's Leben. Wenn auch vor diesem Unglück ihre Leidenschaft wie erloschen schien, das Gewissen pochte mit den bittersten Vorwürfen Tag und Nacht an ihre Brust. Den Jammer des alten Vaters um seine heißgeliebte Tochter zu sehen, war herzzerreißend. Alma erholte sich sehr langsam. Es war, als seien Geist und Körper von einer Lähmung befallen, die sich nur unter der ausdauerndsten Sorgfalt der Pflege zu lösen und erst zu weichen begann, als bereits der Frühling draußen knospte.

Während Cordula in diesen Monden mehr reifte als früher in Jahren, und Cornelius erst durch die

tödtliche Angst vor dem Verlust Alma's völlig inne ward, wie doch sein tiefstes Sein an ihr hing, schien es, als habe ein gütiges Geschick Alma die klare Erinnerung an den Vorfall selbst und was ihm vorging genommen: sie erwähnte seiner nie. Nur die sonnenklare Milde ihres Wesens und ihre Liebe waren wie neugeboren aus dem Dunkel der Krankheit hervorgetaucht. Sie hatten in ihrer einzigen allmächtigen Gewalt die Verwirrung gelöst und die Herzen nun und für immer zu ihr gezwungen.

Als die Baumblüthe kam, führte der Pfarrer von Frieeheim die beiden Töchter fort nach dem Süden, damit ein stärkendes Bad und die Reize der Natur seiner theuern Alma die verlorenen Kräfte ersetzen und Cordula den frischen Jugendmuth wiedergeben möchten.

Cornelius blieb allein zurück, eine Zeit der inneren Einkehr, wie sie nöthig war, um ihm Freudigkeit zum Leben und Frieden mit sich selbst wiederzugewinnen.

Das alte ehrwürdige Gesicht des Pfarrers verjüngte sich beim Anblick der wohlthätigen Wirkung, welche der Aufenthalt für Alma hatte. Und noch etwas Anderes kam hinzu, das dem Glück die Heimkehr verkündigte. Der junge Leonard, welcher trotz Cordula's sprödem Briefchen das liebreizende Wesen

nicht hatte vergessen können, war, als er von ihrem Aufenthalt im Bade gehört, ihnen nachgereist, um wenigstens aus Cordula's Munde selbst das Wort der Entscheidung zu hören. Hier aber wandte er sich zuerst an Alma, welche den früheren Eindruck auf das vollständigste bestätigt fand und den lebhaftesten Wunsch hatte, das geliebte Kind einem solchen Manne anvertrauen zu können.

Cordula glaubte zuerst Ursache zu haben sich verletzt zu fühlen, daß der junge Mann wage sich ihnen noch einmal zu nähern, dann setzte es sie in Erstaunen, daß dies nicht ausschließlich ihrer Person wegen geschähe; bald aber bekam sie einen Schreck, als Alma ganz beiläufig bemerkte, Leonard beabsichtige abzureisen, und endlich schlug das junge Herz in hellen Flammen auf, wo es durfte, wo es heiß ersehnt wurde und wo auch das äußere Geschick keinerlei Veto einlegte.

Als sie zurückkehrten, blühten die Rosen in des Pfarrers Garten, und er selbst schnitt die schönsten — das war nichts Kleines — zu einer Brautkrone für sein jüngstes liebliches Töchterlein und zu einem verschwiegenen, aber vielleicht noch seligeren Feste der wiedervereinigten Gatten in dem weißen Hause auf den Hügeln.

Garibaldi.

Es ist in den ersten Frühlingstagen. Der kleine Garten liegt in der vollen Mittagssonne. Blendend glitzert sie auf den Kieswegen, den weißgestrichenen Mauern, die ihn umgeben, und auch auf dem Hofe, der an den Garten stößt und vom Hause begrenzt wird, ist jedes Winkelchen hell.

Die Beete sind frisch umgegraben, aber es hat sich noch kaum ein Blättchen hervorgewagt, und die Sträucher stehen noch in ihren Strohmänteln. Nur die Pfirsichen am Spalier haben sie abgeworfen, und die rothen Knospen brechen neugierig hervor. Auch Crocus und Veilchen stecken die Köpfchen heraus, aber noch zagend in Blätter gewickelt, weil der bereifte Feind kaum den Rücken gewandt hat.

Auf der Mauer sonnt sich eine große graue Katze. Sie schnurrt ganz leise und bewegt zuweilen die Spitze des Schwanzes vor Behagen. Darunter

auf dem Stroh eine Hühnerfamilie, alle in tiefster Mittagsruhe. Auch die flinken Rosenkäfer sitzen still am Wege. Nicht das kleinste Geräusch stört sie, und die Sonne scheint unumschränkt.

Plötzlich aber fährt aus heiterm Himmel ein Ungeheuer nieder, der Katze an den Kopf, daß sie miauend aufspringt, und mitten in das Hühnervolk hinein, das sich indignirt erhebt, während die Rosenkäfer davon laufen. Ein roth und grün bemalter Ball, aus dem Nachbargarten herübergeworfen, liegt da, als hätte er nichts verbrochen. Der Hahn kräht ihn entrüstet an, schüttelt seine Federn, reckt den Kopf in die Höhe und schreitet den Kiesweg entlang. Seine Damen folgen. Sie können kein Ende finden mit Gackern. Vor dem einzigen großen Veilchenbusche im Garten bleiben sie stehen. Der Hahn giebt das Zeichen zum Angriffe. Sie müssen sehr gereizt sein, sonst ließen sie vielleicht einigen der armen Blättchen und Knöspchen das junge Leben. Sie picken bereits an den Wurzeln, als die Hausthür klingelt.

Ein junges Mädchen oder vielmehr ein schwarzäugiges Kind kommt über den Hof in den Garten. Sie hängt die Schultasche und den Hut an die Gartenthür, sieht zum Hause hinauf, trällert ein Lied in den Frühling hinein, zieht im

Vorbeigehen die Katze freundschaftlich am Schwanze und eilt zu ihrem geliebten Veilchenbusche.

Arme Gertrud! Sie bricht in einen Strom von Thränen aus beim Anblick der zerstörten Herrlichkeit. Umhergestreut alle die zarten Knospen, die sie noch am Morgen betrachtet unn gepflegt.

„Onkel! Onkel! Onkel!" ruft sie schluchzend zum Hause hinauf. Drei Fenster öffnen sich zugleich. An dem ersten erscheint ein alter Mann mit Perrücke und Brille, an dem zweiten ein junger mit blondem Lockenkopf und vielleicht dem ersten Flaum des Bartes, wenn man so weit sehen könnte, an dem dritten eine Magd mit energischen Zügen. Alle drei sehen heraus. Darauf schließt sich das erste Fenster wieder, der Kopf verschwindet, und man hört gleich darauf einen schlurfenden Schritt auf der Treppe. Er gehört einem kleinen hagern Manne, an welchem die Kleider wie an einem Kleiderstocke hängen, und der so eigenthümlich geht, als watete er einen Fuß tief im Wasser. Das junge Mädchen zieht ihn hastig bis zum Beet.

„Onkel, Deine Hühner haben meine Veilchen gefressen!"

„Abgepickt," sagt der kleine Mann begütigend. Sein Gesicht drückt großes Bedauern aus. „Es thut mir leid, Gertrud; ich will den Hühnern ver-

bieten in den Garten zu steigen.“ Er sucht einige Knospen auf. „Komm, wir wollen sie unter dem Mikroskop besehen.“

Aber Gertrud's Schmerz hat sich in Zorn verwandelt. Mit einem Strauch bewaffnet, macht sie Jagd auf die geflügelten Missethäter und treibt sie dreimal durch den Garten, bis sie über das Gitter fliegen und sich auf eine Leiter flüchten, von wo aus sie schmetternd Protest einlegen.

Der Onkel ist indeß wieder gegangen, wie er gekommen, und begegnet auf der Treppe dem jungen Manne vom zweiten Fenster, der in drei Sätzen hinabspringt über den Hof in den Garten.

Gertrud befindet sich in der Abspannung des Kummers. Sie senkt das Köpfchen so tief, daß man vor den überfallenden Locken das Gesicht nicht sehen kann, und geht langsam umher, düster grollend. Der junge Mann folgt ihr zehn Minuten mit einigem Pathos, sieht sie zuweilen von der Seite an und zupft endlich ganz leise an einem kleinen Löckchen. Sie bemerkt es nicht, sie ist nicht zum Scherz aufgelegt, nein, durchaus nicht — während der nächsten zehn Minuten noch nicht. Sie senkt den Kopf noch tiefer, während seine blauen Augen immer munterer lachen.

Wenn man aber so jung ist wie sie, wird auch

der Kummer bald langweilig, und ehe er's erwartet schüttelte sie energisch die Locken zurück.

„Carpe diem! Heißt es nicht so, Titus? Schaukeln Sie mich ein wenig!" Sie springt in die Schaukel, und der Aufgeforderte beginnt lachend. Er kann sogar nicht umhin, sie wegen ihres Zornes zu necken, was sie aber allen Ernstes zurückweist.

Bald hat sie auch das Schaukeln satt. Noch ein kleines Weilchen ein Spiel mit dem gefundenen Balle, den Beide einander zuwerfen, und dann bittet sie ihn, mit heraufzukommen und ihr zu helfen, einen Aufsatz zu machen.

„Aber, Gertrud, Du schreibst doch immer das Gegentheil von dem, was ich Dir sage; Du bist ein Widerspruchsgeist," sagt der junge Mann, folgt aber und nimmt ihren Hut, während sie die Büchertasche trägt.

Die Inhaberin des dritten Fensters, die alte Magd, hatte mit einer ihrer vielen Freundinnen der Scene unten zugesehen.

„Ist wohl ein wilder Vogel, Dein Fräulein?" fragte die Freundin.

„Ja, sie hat keine Mutter — nie eine gehabt, ich meine nie gekannt. Ich war Amme."

„Von ihr?" fragte erstaunt die Freundin mit einem Blicke auf ihr runzeliges Gesicht.

„Nein von ihm, von August — ich nenne den Professor zuweilen so, wenn ich daran denke, wie er in der Wiege aussah — von dem Onkel," sagte sie und deutete mit dem Finger nach dem gegenüberliegenden Fenster, wo der Kopf des alten Mannes abermals sichtbar war.

„Wir nahmen sie zu uns, als ihre Mutter starb, das arme junge Ding; es war ihr erstes Kind. Sie ist eine Waise, August auch."

„Und der junge Blonde?" fragte die Freundin.

„Kommt blos in den Ferien her, er ist Student. Sein Vater ist Gutsbesitzer und des Herrn Freund..." So fort spinnt sich der Faden der Unterhaltung in der Küche, indessen sich Gertrud und ihr junger Freund in der Schulstube etablirt haben und Beide an Gertrud's Schreibtisch vor ausgebreiteten Heften sitzen.

Gertrud stützt den Kopf in die Hand und denkt über einen Anfang nach, während Titus behauptet, er wüßte schon einen und brauche nicht mehr nachzudenken, er könne sie ansehen.

Nein, wenn er sie ansehe, könne sie nicht nachdenken, er müsse aus dem Fenster sehen.

Er stellt sich an's Fenster. „Nun Gertrud?" fragt er nach einer Weile und tritt wieder zu ihr, „noch nicht?"

„O ja, komm nur. Wenn ich anfinge: „„Die Nacht mit dunklem ... die Nacht mit schwarzem Fittig hatte die Erde berührt — der Mond in seinem silbernen Nachen schwamm im Aether — die Käfer hatten ihre Nacht ...““

„Mützen aufgesetzt —,“ vollendete Titus mit Pathos und biß sich spottend in die Lippen.

„Das wollte ich nicht schreiben, Titus. Aber sie müßten reizend in Schlafmützchen aussehen. Hole mir einen Goldkäfer — ich nähe indessen; lieber Titus, einen Goldkäfer!“

Titus schilt sie ein Närrchen, ein wahres Kind, aber — er geht. Sie verfertigt indessen ein Mützchen mit demselben Ernst, als sie in der nächsten Stunde dem Onkel lateinische Hexameter hersagt.

Titus kommt zurück mit dem Goldkäfer und setzt ihn dem „kleinen Trotzkopf“ in die Locken, von wo sie ihn ruhig herabkommen läßt auf ihre Hand und ihn costümirt. Titus muß ihn halten, „aber ja recht zart, daß er ihm nicht weh thue.“

Sie lachen ein Weilchen über den dummen Gesellen, der sich so possirlich anstellt, und fahren dann mit ziemlich ernsten Gesichtern an der Arbeit fort, während der Käfer auf dem Tisch umherpromenirt.

„D a ß und d a s wirst Du, glaube ich, nie unterscheiden lernen, Gertrud.“ Sie verbessert es

schnell. „Nicht über den Rand schreiben, Kleine! Die Mädchen sind doch alle incorrect...“ Endlich macht sie einen Schluß, der an Schwung den Anfang noch übertrifft, und Titus lacht hell auf. Sie versucht zu verbessern — er lacht noch mehr, sie wird empfindlich — er spottet und nennt sie zum zweiten Male heute ein wahres Kind. Das macht sie so zornig, wie sie es seinen sanften blauen Augen gegenüber nur werden kann, sie wirft die Hefte zusammen und springt auf.

„Ich bin durchaus kein Kind mehr, Titus — ich bin schon vierzehn Jahre alt und Du — Sie dürfen mich jetzt nicht mehr Du nennen, Titus!“

Ein unbeschreiblicher Zug von Ueberraschung fliegt über das Gesicht des jungen Mannes, als er bei diesen Worten schnell in ihren Augen forscht. Er nimmt ihre Hände, aber sie entzieht sie ihm, und als er sie doch festhalten will, reißt sie sich von ihm los, und er sieht, daß eine Thräne in ihren Augen blitzt....

Titus bleibt allein in ihrem Zimmer zurück. So hat er schon seit Monden mit ihr gespielt, in Scherz und Ernst, und die Zeit der Ferien geht zu Ende. Er bedauert es sehr — und doch ist es nur ein klösterlich stilles Haus, der Professor trocken

und einsilbig, und Gertrud — nur ein Kind von vierzehn Jahren.

Am Abend klang aus einem der geöffneten Fenster noch lange eine weiche Tenorstimme, und an einem andern Fenster lauschte ein schwarzer Lockenkopf.

Früh Morgens des andern Tages, als die Hühner trotz des Professors Verbot wieder in den Garten gegangen waren und der alte Herr den Lehrstuhl bestiegen hatte, klopfte es an Gertrud's Thür. Sie saß auf der Erde und hatte den ganzen Inhalt ihres Bücherschrankes um sich herumgepackt.

„Herein!" Titus trat ein.

„Schon so thätig, Gertrud?"

„Ich bringe mir nur meine Bücher zum Bewußtsein," sagt sie, ohne aufzusehen.

„Haben Sie gut geschlafen, Gertrud?"

„Ausgezeichnet, ich danke."

„Ich auch, Gertrud. Ich träumte, es würde mir am Morgen Jemand verzeihen."

Wieder eine dumme Thräne in dem sonst so klaren Auge. Wie Gertrud sie verwünscht. Titus kniet zu ihr nieder auf den Boden und blättert in

den Büchern. Nach einer stummen Weile hält er ihr die Hand hin.

„Du willst nicht, Gertrud?“ sagt er bittend. Sie wendet das Gesicht ab.

„Sie spotten nur über mich, Titus.“

„Sieh' mich nur an, ob ich spotte, Gertrud,“ sagt er, und das Lächeln verschwindet von seinen Lippen. „Ich gelobe Dir, daß ich Dich nicht mehr — nie mehr wie ein Kind behandeln will.“

Der Ernst, mit dem er spricht, befriedigt sie auch nicht; sie ist eben in dem Alter, in dem man nicht recht weiß, was man will. Jetzt möchte sie ihn lieber neckend und lustig sehen. Es beängstigt sie etwas. Sie wollte, er wäre fort, oder sie spielten wieder Ball im Garten. Aber er geht nicht ohne ihre Verzeihung und sieht sie immer noch bittend an. Und als er sie nun gar, ganz wie eine liebe Schwester, in die Arme nimmt und auf die Stirn küßt, da ist sie verwirrt und erschreckt; denn es hat sie noch nie Jemand geküßt, als der alte Professor zum Geburtstag, und ihrer Mutter erster Kuß war auch ihr letzter.

Das arme Kind verwünscht von Herzen ihre Empfindlichkeit von gestern und hätte die größte Lust, etwas recht Tolles zu thun, um Titus nur wieder zu sehen wie früher, wenn ihr nicht das

Weinen näher stände als das Lachen. Titus scheint es zu bemerken, und ein leichtes Erröthen überfliegt seine Züge. Ohne ein Wort weiter zu sagen, steht er auf und verläßt sie.

Gertrud sieht noch ein Weilchen die Thür an, welche sich hinter ihm geschlossen hat, dann fährt sie eifrig fort ihre Bücher in den Schrank zu stellen. Als sie das gethan und auch ihre Schmetterlingssammlung und ihr Herbarium neu geordnet hat, setzt sie sich an's Clavier, denn die Uhr zeigt schon halb Elf, die Unterrichtsstunde wird beginnen, und der verwünschte Doppellauf für die linke Hand will noch immer nicht gehen. Um Zeit zu sparen, verzehrt sie, während die linke Hand thätig ist, aus der rechten ihr bescheidenes Frühstück, bis es klopft und die Lehrerin eintritt. Diese Dame macht durchaus nicht den Eindruck der gewöhnlichen Lehrerinnen. Sie hat Embonpoint, Tournüre, feinste Toilette und hübsche blonde Locken, die sie sich mit vieler Gemächlichkeit vor dem Spiegel ordnet. Gertrud steht hinter ihr und hilft mit ihren besten Kenntnissen von weiblichem Putz, die aber freilich gering sind. Sie sieht Mademoiselle gern kommen, denn sie ist außer der alten Martha fast das einzige weibliche Wesen, mit welchem sie in Berührung kommt.

Sie setzen sich an den Flügel. Wie Perlen-

reihen entquellen jetzt Gertrud's Fingern die fraglichen Läufe; aber die Lehrerin scheint durchaus mehr mit den Augen als mit den Ohren beschäftigt. Sie hat verschiedene Male nach der Thür gesehen, welche zu Titus' Zimmer führt, die Falten ihres Kleides eleganter gelegt, an den Ringen gedreht, die ihre weißen Finger schmücken, und mustert nun Gertrud's Anzug, die immer geduldig weiter spielt.

„Wie schlecht Du frisirt bist, mein Kind! Und das Kleid ist Dir zu klein, Du arrondirst Dich," sagt Mademoiselle in einem Tone, der andeutet, daß sie es für ihre Pflicht hält, sich des verwaisten Kindes in dieser Beziehung anzunehmen. Sie läßt Gertrud aufstehen, ordnet mit geschicktem Finger ihr Haar, und ist eben bemüht ihr vor dem Spiegel begreiflich zu machen, wie sie das Kleid ändern müsse, damit sie nicht so serrée aussähe, als Titus eintritt und etwas erstaunt grüßt. Sie erwidert verbindlich, und Gertrud zieht sie schnell wieder zum Flügel, damit Titus nicht bemerke, wie ungeschickt sie noch in solchen Dingen sei.

Titus bleibt und setzt sich mit einem Buche an's Fenster. Man könnte leicht glauben, daß Mademoiselle versuche mit ihm zu kokettiren; aber Niemand scheint weniger aufgelegt als er, dies zu

erwidern, obwohl er wirklich in Gedanken mit ihr beschäftigt ist, leider aber nicht zu ihren Gunsten. Im Gegentheil ist er so ungalant von Herzen zu wünschen, daß sich die Thür des Hauses zum letzten Male hinter ihr schließen möchte. Und dazu muß er gewichtige Gründe haben, denn er ist der weichste Mensch und wünscht gewiß Niemand Böses. Aber so oft er die Lehrerin neben dem Kinde sieht, bemächtigt sich seiner ein ängstliches Gefühl, als müßte er die Hand auf Gertrud's Haupt legen, um sie zu schützen vor Gefahr. Das hat ihn veranlaßt genau zu erforschen, wer Mademoiselle ist, und wie sie dazu gekommen einen Beruf zu wählen, der scheinbar mit ihren Wesen contrastirt. Vom Professor konnte er das freilich nicht erfahren, der hat eine Scheu vor allen Frauenzimmern, und daß Gertrud eins ist, verzeihe ihr Gott; er ignorirt es und erzieht sie ganz wie einen Knaben. Mademoiselle ist der jungen Aristokratie im Café merkwürdig bekannt. Nicht daß man dort ihre Verdienste als Lehrerin an's Licht zöge, nein man bewundert ihre reichen Locken, ihre vornehme Blässe, ihre feine Chaussüre. Man weiß, daß sie von französischer adliger Abkunft und mit großen Ansprüchen erzogen ist. Man weiß, daß ihre Familie leider bedeutend mehr Ansprüche an das Leben machte, als dieses zu befrie-

digen Willens war, und ihr nichts hinterließ, als ein großes Plus unbezahlter Ansprüche. Man weiß, daß sie trotzdem in einem allerliebsten Gartenpavillon höchst comfortabel wohnt... mit einem Worte, es wird im Café viel von ihr gesprochen. Nur wenn ein älterer Herr eintritt, mit Orden und imponirender Haltung, der Leibarzt des Prinzen, stockt die Unterhaltung plötzlich. Obwohl er unverheirathet ist, das Modell eines eleganten Hagestolz, und ihr Arzt, erwähnt keiner der jungen Cavaliere in seiner Gegenwart den Namen von Mademoiselle.

Ueber den Grund von Titus' Anwesenheit in der Clavierstunde schien zwischen ihm und der Lehrerin ein Mißverständniß zu bestehen. Sie war erstaunt über die Ruhe seiner Blicke und die Monotonie seines Benehmens, ahnte aber nicht, daß er gegen sie conspirire, denn er that es vorsichtig wie ein Fremder in einem fremden Hause. Er wußte selbst nicht, woher ihm seit acht Wochen das Interesse für Erziehung gekommen war, da er sich früher sehr wenig damit beschäftigt hatte; aber er beobachtete jetzt lebhaft auf diesem Gebiet.

Er selbst war seit zwei Monaten Gast hier, zum ersten Male wieder seit seiner Kindheit, und daher wohl erschien ihm Alles neu: der Professor, welchen er als schüchterner Knabe stets gefürchtet

als einen Mann, von dem er sehr Vieles lernen, und Gertrud als ein Kind, das — sehr vieles von ihm lernen könne.

Als er den Anfang der Ferien auf dem Gute seiner Eltern zubrachte, hatte ihm sein Vater eine Vergnügungsreise zu seinem alten Freunde dem Professor vorgeschlagen, von dem man absolut nichts hörte, wenn man ihn nicht selbst aufsuchte. So kam er an und fand eine überaus freundliche Aufnahme von Seiten des alten Herrn, die sich auch stets gleich blieb, wenn er nicht etwa die Wurzel eines hindostanischen Wortes oder den Sinn einer Hieroglyphe suchte, worüber er dann freilich ihn und die ganze Welt vergaß. Die Aufnahme bei Gertrud war zweifelhaft gewesen. Sie hatte ihn mit großen Augen angesehen und war fortgegangen, aber bald wieder gekommen, um ihn zu fragen, ob er Blumen zeichnen könne, sie möchte es so gern lernen, und der Onkel verspreche und vergesse immer einen Lehrer. Seine leibliche Wohlfahrt war wie die der beiden Ersteren gänzlich in die Hand der alten Martha gegeben, doch konnte man ihre Regierung eine milde und gerechte nennen.

Während dieser Abschweifung hatte sich Mademoiselle entfernt mit einem letzten Blick auf Titus, welchen dieser mit einer kalten Verbeugung erwi-

dert. Dann war er zu Gertrud's Onkel gegangen, um diesem seine eigenthümlichen Bedenken in Betreff der Musiklehrerin sowie des Hauslehrers vorzutragen, mit denen beiden er durchaus nicht einverstanden war.

Titus' Ferien gingen zu Ende. Nur noch zwei Tage blieben ihm, drei, wenn er den Plan aufgab, seinem Bruder auf der Rückreise einen Besuch abzustatten, und am Abend des zweiten Tages gab er ihn auf. Nun war ihm den ganzen folgenden Tag, als hätte ihm Jemand mit den so gewonnenen vierundzwanzig Stunden ein Geschenk gemacht, und er fragte Gertrud, ob es ihr auch angenehm wäre. Sie sagte ja und ließ sich noch einmal von ihm schaukeln und spielte mit ihm Federball. Auch hatte sie nach Mademoiselles Ermahnung ihr Sonntagskleidchen aus dem Schranke genommen; aber die Hülle war viel zu klein für die schwellende Knospe, und von ihrem Haar hatte ihre unkundige Hand einen sonderbaren Bau aufgeführt. Es weigerte sich der ungewohnten Fesseln, und ein wildes Löckchen nach dem andern stahl sich hervor. Jedem fremden Auge würde sie komisch erschienen sein —

Titus nicht. Er dachte daran, wie leicht die Hand einer zärtlichen Mutter all' die kleinen Mängel ihres Benehmens und ihrer äußeren Erscheinung beseitigen würde, und indem er es dachte und selbst einige schüchterne Versuche wagte, schien sich ein Strahl dieser Zärtlichkeit aus seinem Herzen in's Auge zu stehlen. Tausend Dinge, an welche er früher nie gedacht, gingen seinem Verständniß auf, und so Manches hätte er am Abend der Kleinen gern noch gesagt, wäre er nur eine Stunde ihre Freundin gewesen anstatt ihr Freund.

So schlug die Stunde des Abschieds. Er schüttelte dem Professor und der alten Martha die Hand, und immer wieder und wieder Gertrud, bis das Posthorn vernehmlich unter dem Fenster schmetterte — denn den Zug hatte er verpaßt.

Gertrud hatte ein Gefühl, als möchte sie mit.

Gertrud's äußere Verhältnisse waren wieder dieselben, die sie vor acht Wochen kindlich zufrieden gefunden hatten. Nun wurde aber Vieles anders. Das Haus erschien ihr einsam, der Garten verödet und die Tage so einförmig, so einförmig! Oft drückte sie den Kopf an die Fensterscheiben, beob-

achtete, wie die Fliegen sich putzten, und zählte melancholisch die Kohlköpfe in den Körben der Gemüsefrauen. Oder sie setzte sich in des Onkels Studirzimmer auf einen Schemel in die Ecke und las; aber der Onkel scharrte so monoton mit dem Pantoffel, und das Stillsitzen in der geschlossenen Stubenluft konnte sie auch nicht vertragen. Dann ging sie in den Garten, da lag der Ball auf dem Beete und grinste sie mit seinem gemalten Gesicht an. Die alte Martha mochte wohl ein instinctives Gefühl haben, daß das arme Kind sich einsam fühle, und steckte den behelmten Kopf aus dem Fenster, um zu fragen, ob sie mit ihr spielen solle. Aber Gertrud schüttelte den Kopf, und oft, wenn sie Abends vor ihrem weißen Gardinenbettchen saß und sich die Locken kämmte, ertappte sie sich auf Thränen.

So vergingen Wochen und Monde; sie fühlte sich traurig und krank, und es wollte nicht besser werden. Dachte sie an Titus? Nein, nicht viel; er war nicht die Ursache der Veränderung, welche mit ihr vorging, er hatte nur die Veranlassung gegeben, daß der Frühling so plötzlich mit allen Himmeln über sie hereinbrach. Für jetzt brachte er freilich nur Aprilschauer und Sonnenblicke, die durch Thautropfen zittern.

Der Onkel August hatte viele Insecten, aber nie Frauen beobachtet, am wenigsten junge Mädchen in ihrer Entfaltung. Er hätte beim besten Willen diese Art der Entpuppung nicht zu behandeln gewußt. Das Einzige, was er gethan, hatte darin bestanden, daß er Mademoiselle auf drastische Weise den Abschied gegeben und ihre Stelle durch eine schüchterne, respectable junge Dame wieder besetzt hatte, welche Gertrud entsetzlich langweilig fand. Und zu keiner Zeit sollte man so bemüht sein, die Langeweile durch nützliche und fesselnde Zerstreuung fern zu halten! Die Langeweile ist die Mutter der Phantasie, und sie begann ihre bunten Schattenspiele in Gertrud's Kopfe.

Mademoiselles Umgang war anregend für sie gewesen; sie hatte das Kind wirklich gern, auch nicht im entferntesten die Absicht, ihr Böses zuzufügen, und bei der elektrischen Spannung in Gertrud's Wesen und der Reizbarkeit ihres Gemüthszustandes fand sie einen geheimnißvollen Reiz darin, dieselbe Atmosphäre mit jenem interessanten, aber leichtsinnigen Mädchen zu athmen. Indessen besaß Mademoiselle wenn nicht den Stolz der Unschuld, so doch die Unschuld des Stolzes, und besuchte Gertrud von Zeit zu Zeit. Gertrud begann trotzdem ihren Zustand unerträglich zu finden, je mehr

sie ihn zu verbergen suchte. Selbst das Studium wurde ihr für den Augenblick durch die Trockenheit und Plumpheit ihres Lehrers verleidet: ihr fähiger Geist erschien befangen von den aufwogenden Fluthen des Gefühlslebens. Sie hoffte und träumte und hoffte auf Neues. Eine Mutter hätte sie jetzt in ihre Arme genommen und ihr leise und zärtlich von der Bestimmung der Frauen gesprochen, sie hätte ihr leichte abwechselnde Beschäftigung, etwas in ihrem Hauswesen zu verwalten gegeben, aus dem Kinde eine Freundin gemacht und sie zu ihrem Leben und ihrer Thätigkeit heraufgezogen. Titus würde aus dem reichen Schatze des Wissens für sie das Beste, das Bewunderungswürdigste ausgelesen und ihr das Kaleidoskop der Weltgeschichte vor das suchende Auge gehalten haben, — Mademoiselle brachte ihr Romane, nicht etwa schlechte Romane; nur von der gewöhnlichen sentimentalen Art. Gertrud hatte bisher nur Schulbücher gelesen. — Die Romane fanden einen empfänglichen Boden. Es wurde ihr besser, so lange sie mit ihren Helden hoffte und litt, aber viel schlimmer, wenn sie aus der erträumten Welt in die wirkliche zurückkehren mußte. Das Unschuldigste erregte ihren Widerwillen, ihre Umgebungen ermüdeten sie, sie verstand nichts mehr zu schätzen; die einfachsten Vorgänge dagegen, sofern sie nur neu

waren, gestalteten sich ihr zum Bilde, an welchem sie Tage lang malte.

Trotz der durchaus protestantischen Richtung ihres Geistes wurde ihr die katholische Kirche der liebste Ort. Dahin konnte sie jeder Zeit allein gehen und die mysteriösen Schauer auf sich niederwehen lassen. Wenn dann die letzten Strahlen der Abendsonne durch die gemalten Fenster fielen, die Orgel brauste und die Weihrauchwolken sinnberauschend emporstiegen, sank sie, in Thränen zerfließend, auf ihre Knie.

Wie die meisten katholischen Frauen verließ sie die Kirche vor der Rede und brachte nichts weniger als geistige Erhebung mit nach Hause, nur Aufregung ohne Namen, Exaltation ohne Gegenstand, ein Schweben und Wiegen in übersinnlichen Regionen ohne sittliches Bewußtsein. Sie lernte jetzt, was nur deutsche Frauen zur Perfection gebracht haben: das Schwärmen. Doch war sie nicht von vielen Freundinnen umgeben, unter welchen das luftige Ding erst recht epidemisch wirkt. Noch kamen, wenn auch nur zuweilen, Blitze ihrer früheren Heiterkeit, aber bei den allerprosaischesten Dingen: wenn die graue Katze possirlich war, wenn sie einen Strumpf zu Stande gebracht hatte, oder wenn gar die alte

Martha sie in der Kunst unterweisen wollte einen Eierkuchen zu backen.

Wünschte sie, daß Titus wiederkommen möchte? Sie brachte es sich wenigstens nicht zum Bewußtsein. Sie sehnte sich nach Erlösung aus diesem unklaren Zustande, aber sie erwartete sie nicht von einer Person. Sie glaubte, es müsse etwas Wunderbares geschehen. Kein Alter denkt weniger an den einfachen Lauf der Begebenheiten. Titus' Briefe waren das Einzige, was ihren einförmigen Lauf unterbrach; aber sie befriedigten sie nicht und hatten keinen Einfluß auf sie. Sie behielten den früheren Ton, und Gertrud wußte nicht, wie sie's ihm sagen sollte, daß es so ganz anders mit ihr geworden sei. Und als er selbst zu fühlen begann, welche Veränderung mit ihr vorgegangen, änderte er auch den Ausdruck; aber es fehlte ihm die persönliche Anschauung und selbst das bestimmte Bewußtsein, in welchem Verhältniß er jetzt zu ihr stehen würde, denn schon drei Jahre hatte er sich die Freude versagt sie wiederzusehen.

Gertrud wußte nicht, daß es ihn einen Kampf kostete; sie befand sich in dem Alter, in welchem man Interesse nur allzu leicht für Spott hält, vom Außerordentlichen leben will und vom Menschen Ungeheures verlangt. Wenn sie an ihn dachte, so

sah sie in ihm den lieben Spielgefährten einer Zeit, die wie ein verlorenes Paradies hinter ihr lag. Sie versuchte auch Titus' Briefe zu beantworten, aber mit vieler Umständlichkeit: den ersten Brief schrieb sie gewöhnlich in der Ecstase der Weihrauchwolken und ließ die Welt aus ihren Angeln weichen, erröthete aber, wenn sie am Abend ihn wieder las und zerriß ihn. Den zweiten begann sie wohl mit einem hübschen Motto von Schiller und gab ihm mehr die Form einer Abhandlung, worauf er gewöhnlich das Loos des ersteren theilte — bis sie dann endlich am dritten Tage eine Art Schreiben zu Stande brachte, wie etwa ein artiges Mädchen an ihren Großvater zum Neujahr.

Endlich aber kam etwas Wunderbares: eine Reise. Der Professor glaubte wegen seiner Studien die Bibliothek einer der südlichen Hauptstädte benutzen zu müssen und versprach Gertrud, sie mitzunehmen. Diese war überglücklich, und als sie die Koffer gepackt und Alles zur Abfahrt bereit sah, fürchtete sie nur, es könnte ein Erdbeben oder etwas Aehnliches kommen die Reise zu verhindern. Doch geschah bis zum andern Tage nichts der Art, und die Sonne lachte prächtig.

Der Professor hatte sich, nach der Theorie jener grauen Zeiten, wo ein Umsturz des Wagens in

den Chausseegraben zu den Reisenothwendigkeiten gehörte, so schlecht als möglich costümirt, eine Pelzmütze zum Schlafen aufgesetzt und eine Botanisirbüchse umgehängt. Gertrud würde mit nicht minder sonderbarem Aufzuge dem reisenden Publikum aufgefallen sein, wenn nicht Mademoiselle, in solchen Dingen unübertrefflich, sich ihrer angenommen, ihr den niedlichsten Reisehut von der Welt besorgt hätte und was es sonst noch Hübsches für ein junges Mädchen giebt. Die alte Martha versorgte ihre Waisenkinder mit Provision, als ginge es zum Nordpol, bis ein Donnerwort ihres ältesten Pfleglings Einhalt gebot.

Gertrud sah sich ihrem Onkel im Coupé gegenüber. Er hatte für sie Beide ein besonderes verlangt, und sie bemerkte nun erst warum: er wollte es zu einer wandernden Studirstube machen; denn kaum hatte die Locomotive gepfiffen und es war der Zug davongebraust, so lehnte er sich in eine Ecke zurück und schlug ein Buch auf. Aber da hatte er sich verrechnet; lesen lassen konnte ihn Gertrud nicht. Alles, was sie sah, war ihr ja neu, denn nur die vier Wände und die Personen, welche der Leser kennt, machten bis dahin ihre Welt aus. Nun war des Fragens kein Ende, und bis zu ihrer Ankunft am Ziele kam er nicht zum Lesen. Leider aber be-

trachtete der Onkel die Dinge aus ganz verschiedenen Gesichtspunkten. Je fremder die Form der Erscheinung war, desto mehr gefiel sie Gertrud, und der Onkel hing so zärtlich am Alten. Ihm wollte früh im Gasthofe der Kaffee nicht schmecken, weil er ihn nicht aus seiner alten Tasse trinken konnte, Gertrud dagegen fand die Weißbrötchen geradezu köstlich, weil sie lang waren anstatt zu Hause ewig rund. So schwärmte die Kleine von Genuß zu Genuß, und als sie erst anfingen die schöne Stadt zu besehen und die Gärten und Umgebungen im vollsten Frühlingsschmuck, — da verschwand wie mit einem Zauberschlage ihre Mattigkeit. Die Lippen knospten und die Augen blitzten so heiter in die Welt hinein, daß man ihnen es nicht ansah, wie schmachtend sie gewesen waren.

Der Onkel ging systematisch zu Werke. Zuerst ließ er Gertrud einen allgemeinen Ueberblick gewinnen, stieg mit ihr auf Thürme, machte sie aufmerksam auf die Beschaffenheit des Terrains, auf die Ausdehnung des Weichbildes, gab ihr statistische Auskunft über die Zahl der Bevölkerung, Zunahme und Abnahme, und ging dann niedersteigend zum Einzelnen. Für einen Tag hatte er ihr den Besuch der Bildergallerie versprochen, und sie hatte in der

Erwartung die ganze Nacht nicht geschlafen. Welch geheimnißvoller Reiz lag in dem Worte!

Sie waren da. Der Professor führte Gertrud eine Weile umher, dann ermüdete es ihn, und er ging in einen andern Saal zu Versteinerungen und Schnecken. Gertrud blieb allein. Es war Nachmittag. Sie befand sich in einem Zauber, den sie nicht zu lösen vermochte. Ihr Herz jauchzte. Hier war ja das geträumte Leben, das sie für eine Krankheit ihres Gehirns gehalten hatte, Wirklichkeit, und der Eindruck des bildlich Dargestellten neben den Gebilden der Phantasie war so greifbar, so körperlich, daß sie Menschen zu sehen glaubte aus idealem Stoff gebildet, von göttlicher Vollkommenheit angehaucht, — Landschaften, die nie ihr Fuß betrat, aber deren Sonnenschein sie zu wärmen schien, deren Quellen sie rauschen hörte, die ihr bekannt waren wie ihr heimathliches Gärtchen, — heilige Wälder, in deren Schatten sie eintreten durfte und mit dem glühenden Antlitz niedersinken zu den üppig wilden Blumen, sie an die Lippen drücken und ihnen erzählen von ihrem seligen Schauen.

Sie blickte wieder auf und fuhr erschrocken zurück — ein Blick hatte sie getroffen — ein Blitz aus glühendem Auge. Er schien auf ihr zu haften bittend, befehlend, spottend, schmeichelnd, und vor

dem schönsten Männerantlitz stand sie scheu und erröthend. Es war ein gemaltes, und weil es ein gemaltes war, fand sie den Muth, es noch einmal anzusehen und noch einmal und — noch einmal.

Der Saal war leer geworden von Besuchenden, es begann zu dämmern, da kam Gertrud der Gedanke an die Wirklichkeit und den Heimweg. Sie sah sich schnell um; aber da war in dem weiten Raume Niemand zurückgeblieben als sie selbst und ein Herr, der sie eben so aufmerksam beobachtet hatte als sie das Bild. Was aber viel merkwürdiger war, er schien das Original zu dem Bilde zu sein — dieselben forschenden braunen Augen, das Lächeln, das reiche Haar, derselbe Zauber des Ausdrucks, mit welchem er Gertrud zwang stehen zu bleiben, wie vorher sie das Bild.

„Der Kopf scheint Ihnen außerordentlich zu gefallen, mein Fräulein," sagte der Fremde. Gertrud war etwas verwirrt und antwortete: „Ja, sehr."

„Es ist Portrait," sagte der junge Mann wieder, und indem er sprach, belebten sich seine Züge so sehr, daß die Aehnlichkeit noch täuschender wurde; und — Leser! — hier beging Gertrud eine unaussprechliche kleine Dummheit, sie fragte, ob es sein Portrait wäre!

„Nein," sagte der Fremde lächelnd, „es ist Rem-

brandt," und ein Zug von Eitelkeit und Schelmerei flog um seine Lippen, als er Gertrud ansah, die es nicht bemerkte, weil sie, glühend roth, die Augen gesenkt hatte. Er versuchte sie auf ein anderes Bild aufmerksam zu machen und in ein Gespräch zu ziehen; aber Gertrud fühlte sich zu unsicher und ängstlich, um darauf einzugehen. Sie machte ihm bald eine Verbeugung und suchte ihren Onkel auf, den sie hastig fortzog in's Freie.

Die folgenden zwei Stunden ärgerte sie sich mit dem ganzen Stolze eines Backfisches, der sich in den Augen eines Menschen verloren glaubt; die nächsten sah sie das Ereigniß in etwas milderem Lichte an, und am andern Morgen wachte sie getröstet auf.

Das waren aber auch Tage, die folgten! „Um Frieden zu schließen mit Gott und aller Welt." Lauter Frühlingspracht, wohin das Auge blickte, wonneathmend Alles umher, und sie selbst getragen von dem knospenden, drängenden Frühlingsleben. Sie war viel allein. Des Onkels Studien hielten ihn fest, er konnte sie nicht umherführen; doch war es ihr fast lieb, denn sie wußte die empfangenen Eindrücke kaum zu bewältigen.

Das Haus, welches sie bewohnten, lag auf der Höhe, an einen Park grenzend, und aus den Fenstern hatte man die Aussicht auf die Terrassen und

die schöne Stadt. Da saß Gertrud viele Stunden und blickte hinaus... Von der andern Seite des Hauses sah man in ein Dörfchen hinab, das in seinem Kranze von schneeigen Obstbäumen und dem silbernen Bergquell wie zum Schmuck der Landschaft dalag. Die letzten Hütten klommen den Rücken des bewaldeten Berges empor, der für das Auge den Horizont begrenzte und dessen Spitze von den Ruinen einer mittelalterlichen Burg gekrönt war. Es standen noch Bruchstücke der mächtigen Mauern, welche die Burg und den größten Theil des Dorfes umfaßt hatten. Jetzt dienten sie den Hütten, sich daran anzulehnen oder sich Steine daraus zu brechen als Fundamente für ihren leichten Bau; auch als Dämme gegen die Gewalt des Steingerölls, das die Regengüsse dem beschwerlichen Leben des Bergbewohners so gern ungestüm in den Weg rollen, mußten sie dienen, und wo die Menschen sie nicht benutzt hatten, waren sie mit Epheu und allerlei bescheidenem Grün überwuchert, das sein kleines Leben in die Steinspalten drängte und langsam aber sicher auch diese Riesenarbeit der Menschenhand lockerte und zerstörte. Diese Burg und dieses Dörfchen erschienen dem romantischen Köpfchen Gertrud's idealisch schön, und die todten Schätze mittelalterlicher Geschichte wurden vor ihren Augen lebendig. Nicht, daß sie

sich die Sache gerade dachte, wie sie wahrscheinlich gewesen war, die Burg bevölkert von unsauberen Raubgesellen und armen Gefangenen — sie verweilte auf dem Söller bei dem Burgfräulein mit Laute und Spinnrocken, und sah aus den Fenstern Brieftauben fliegen. Außerdem hatte sie auch Politik zu treiben begonnen mit dem glänzenden Namen Garibaldi, von dem Europa widerhallte und zu dessen Füßen junge italienische Mädchen ihre Zöpfe und ihre Sparbüchsen niederlegten.

Schon oft hatte sie den Onkel gebeten, mit ihr den Burgberg zu besteigen; aber immer war es zu warm oder zu kalt oder zu regnicht oder zu windig — und die Zeit verging. Jeden Tag fast hatte sie sich hinunter in das Dorf gewagt, immer ein Stück weiter, doch nur bis an den Fuß des Berges. Wenn sie dann eine Weile auf der alten Mauer gesessen und ihren Hut mit Epheuranken umwunden hatte, war sie mit einem traurigen Scheideblick auf das geheimnißvolle Gemäuer zurückgekehrt.

Endlich aber, eines „zu warmen" Tages, wurde die Lust so übermächtig, daß sie beschloß, die Expedition allein zu unternehmen.

Sie füllte die Botanisirbüchse mit Lebensmitteln, nahm einen Band Gedichte und machte sich etwas zagend auf den Weg.

Gleich zu Anfange schienen sich Gertrud's Unternehmen Schwierigkeiten in den Weg legen zu wollen, denn das sonst so stille Dörfchen war in einer sonderbaren Aufregung. Sie bemerkte einen großen Menschenauflauf vor der Thür der Dorfschenke und hörte verworrenes Rufen. Doch hatte die Sache kein feindseliges Ansehen, sondern vielmehr ein frohlockendes, und als sie näher kam, unterschied sie deutlich die Rufe: „Garibaldi, Garibaldi, heraus! heraus!" —

Sie war überrascht und wußte nicht, was sie von den Rufen denken sollte; aber der Name elektrisirte sie, besonders an diesem Tage, da ihre Phantasie ohnehin mit Rittern und Helden beschäftigt war. Sie wagte einen Knaben am Aermel zu zupfen, und zu fragen, was der Auflauf zu bedeuten habe.

„Garibaldi ist hier," sagte der Knabe aufgeregt, nach der Schenke deutend, „gleich wird er herauskommen. Er ist geflohen!"

Gertrud sah ihn an als wenn er ihr ein Märchen erzählte, und wußte nichts Besseres zu thun, als was Alle thaten: die Thür der Schenke anzustarren, aus welcher sich das Wunder entwickeln sollte. Doch vergebens vergrößerte sich der Tumult, dem Gertrud neben einigen Frauen von dem sichern Stand-

ort einer Haustreppe zusah; vergebens ermunterte die Volksstimme den Helden, seine Erscheinung zu beschleunigen; er that es nicht. Bis zu der hochweisen Dorfobrigkeit war der Lärm gedrungen, und sie kam in der Person des Schulzen mit einem großen Stock und drohender Miene, bahnte sich einen Weg durch die Menge, schritt auf das Haus zu und verschwand in demselben.

Schwüle, erwartungsvolle Stille — aufgerissene Augen — Ungeduld — Zischen — Lärm — Tumult — prügelnde Buben — schreiende Kinder und endlich auf der Schwelle — Garibaldi, ein Savoyardenknabe mit seinen Affen.

Geängstigt sah der arme Kleine mit seinen großen unwissenden dunklen Augen die schreiende Menge an und drückte seine braune Wange fest an den Kopf seines Affen, des einzigen Wesens vielleicht, dessen Zuneigung er gewiß war. Augenscheinlich verstand er nicht das Geringste von dem, was die Leute so aufregte, und sehr wenig von dem, was der Schulze zu ihm redete, vielleicht weil es in zu gutem Deutsch geschah. Nur der Ausdruck der Angst und des Wunsches, sich wieder in die Sicherheit des Hauses zurückflüchten zu dürfen, war aus seiner Haltung ersichtlich. Aber da hätten große Leute nicht Narren und Bauerbuben nicht Bauerbuben sein müssen!

Um sich für die Enttäuschung schadlos zu halten, vermehrte sich die Aufregung erst recht, nachdem der Schulze gegangen war, und begann den unschuldigen Gegenstand derselben auf jede Weise zu necken und zu quälen. Gertrud sah, wie das geängstigte Kind nach keiner Seite hin ausweichen konnte und, mit den Armen fest das Thier umklammernd, durch flehende Blicke die Rohheit von sich abzuhalten suchte. Glühend von Aufregung stieß Gertrud einen vierschrötigen Bauerjungen an und sagte: „Hilf ihm doch!" Der aber grinste sie dumm an und nahm nun erst recht eine Hand voll Sand, um nach dem Fremden zu werfen.

Was hätte Gertrud in diesem Augenblicke um ein Paar solcher Arme gegeben, wie der böse Schlingel neben ihr besaß! Aber indem sie die kleinen Hände zusammenballte, fühlte sie nur, daß recht machtlose weibliche Thränen über ihre Wangen stürzten, und als sie gar sah, daß der arme Savoyarde sich auch zu diesem letzten Trost der Schwachen geflüchtet hatte und bitterlich weinte — rannte sie wie außer sich davon und den Burgberg hinauf.

Da saß sie nun auf einem Steine am Fuße des Thurmes, und — wie es so oft im Leben geht — das erreichte Ziel befriedigte sie nicht. Doch trug die Schuld in diesem Falle nur die große Reizbar-

keit ihres Gefühls, die sie alle Schönheit vergessen und nur an den gemißhandelten Knaben denken ließ. Ja sie malte sich seine Hülflosigkeit und seine Leiden in so grellen Farben aus, daß sie herzlich wünschte, sie wäre zu Hause geblieben.

Indessen war sie doch eine zu elastische Natur, als daß nicht der Zauber des Orts, an welchem sie sich befand, endlich über ihre Thränen gesiegt haben sollte. Als sie nur erst einmal den Kopf erhoben und nach allen Seiten ausgeschaut hatte, mußte sie sich ihm hingeben. Die drei festen Thürme der Burg hatten der Zerstörung der Zeit getrotzt und standen, als sollten sie aus den Faustrechtzeiten hinüberdauern in das Reich ewigen Friedens, das alle Idealisten hoffen. Nur wo sich zwischen den behauenen Steinen kleine Spalten gebildet hatten, sproßte Gesträuch hervor und bildete hoch oben an den Zinnen einen Kranz von frischem Grün. Gertrud dachte nicht daran, wie mancher Todesseufzer in diesen furchtbaren Gefängnissen der Feudalzeit ungehört verhallt sein mochte — sie sah nur, wie prächtig die Sonne sie vergoldete und wie zwischen den umrankten Zinnen der Himmel blaute. Zwei der Thürme hatten keine Zugänge von außen und mußten durch unterirdische Verbindungen zugänglich gewesen sein; in den dritten schien gewaltsam ein

Eingang gebrochen, und Gertrud wagte sich mit einigem Zagen hinein.

Unheimliches Gevögel flog kreischend bei ihrem Eintritt auf, und am Boden kroch allerlei häßliches Gewürm — glaubte sie. Sonst war der Thurm ganz leer und oben sah der Himmel hinein. An den herausgebrochenen Steinen konnte man die Spur einer Treppe und von Balkenlagen verfolgen, und in einer Ecke die Reste eines großen Kamins. Unter dem Eingange, der einige Stufen in den Thurm herabführte, sah man eine halbverschüttete Oeffnung, welche wahrscheinlich unter der Erde die Verbindung mit den anderen Thürmen ermöglicht hatte. Die Luft war moderig und kalt; Gertrud schauderte ein wenig, und neben dem Kamin glänzten weiße Steine wie gebleichte Schädel. Sie beeilte sich wieder in Gottes Sonne zu kommen, nicht ohne einige Male sich umzusehen. An die Thürme schlossen sich, große unregelmäßige Oeffnungen bildend, die Bruchstücke der Ringmauern und die fast ganz erhaltene Vorderwand des Baues. Sie enthielt viele Fensteröffnungen mit halb stehen gebliebenen Kreuzen, in welche man hineintreten und die weite Landschaft übersehen konnte. Der Burghof selbst war zwischen Steingeröll und Gestrüpp überwuchert vom üppigsten

Grün, und eine Buche neigte sich über den Rand des verfallenen Brunnens.

Gertrud kletterte, lief, suchte wie eine frei gewordene Gefangene, und ruhte von Zeit zu Zeit auf einem erhöhten Platze am mittleren Thurme, der mit Veilchen und blühenden Erdbeeren wie übersäet und von einem wilden Kirschbäumchen in voller Blüthe beschattet war.

Im Westen vergoldete die niedergehende Sonne die üppigste Landschaft: Buchwald so weit das Auge reichte, und am Hange des Berges Hütten, von Blüthenbäumen umgeben, grüne Matten und Felder mit dem ersten Wogen des Korns oder der gelben Rapsblüthe. Fern lag die Bergkette im Abendglühen mit immer wechselnden Tinten, und auch in den Schloßhof schickte die Sonne freundliche Strahlen, beleuchtete die Hälfte des Thurmes und den verfallensten Theil der Ruine so glänzend, als hätte sie Freude an der Zerstörung des alten Raubnestes.

Im vollsten Gegensatz zu diesem lachenden Bilde machte die Landschaft, welche man durch ein großes Bogenthor der entgegengesetzten Mauer sah, einen düstern Eindruck. Der Rücken des Berges wurde hier sandig und trug nur Nadelhölzer, die sich in dunkeln Gruppen am unbebauten Abhange herabzogen. Kein Dorf, kein Haus — die Berge scho-

ben sich vor einander und bildeten Schluchten, die schon in tiefem Schatten lagen.

Vor kurzer Zeit noch würde Gertrud dieser düstern Landschaft den Vorzug gegeben haben — denn bekanntlich ist jungen Damen von sechzehn Jahren keine Schlucht tief und kein Weg melancholisch genug, — die Eindrücke der Reise aber hatten schon so viel gesundes, lebensfrisches Element in ihr Wesen gebracht, daß sie sich wegwandte von dem Schatten, um das Licht zu suchen. An jede Oeffnung, durch welche die Strahlen hereinglitten, trat sie und grüßte die Sonne. Und wie sie Gedeihen niederströmte auf die Felder, so daß Thiere und Pflanzen unbeschreibliches Wohlbehagen einzuathmen schienen, durchströmte das heilige Feuer auch ihre Glieder und goß neues Licht in ihre Seele und ihre Augen, daß sie sich ihres innigen Zusammenhanges mit der Natur bewußt wurde und hingehen mußte, ein stilles Dankopfer zu bringen in der neu gefundenen Heimath. Ihr ganzes Wesen war gehoben und emporgetragen von neu gewachsenen Schwingen der Lebenslust. Das Gefühlsleben fluthete übermächtig in ihr, aber es hatte sichern und natürlichen Boden gefunden, darauf es gedeihen konnte, blühen und reifen.

Sie kam zurück auf ihren hübschen Platz im

Burghof, und in der Heiterkeit ihres Genusses dachte sie nicht an Zeit und Stunde. Mit glühenden Wangen und gefalteten Händen saß die junge Sonnenanbeterin da und sah das königliche Gestirn herabsteigen. Nach und nach lag die ganze Ruine im Schatten, und der Bau thürmte sich grauer und massiger vor ihr auf. Dohlen und Raben umkreisten die Thürme mit solchem Geschrei, als wären sie jetzt unumschränkte Besitzer der Burg; auch waren sie es wirklich, und nur einige Eulen machten sie ihnen streitig. Gertrud war erfreut, die Bekanntschaft einer solchen zu machen, die sie bis jetzt blos ausgestopft gesehen hatte. Sie dachte jetzt an den Heimweg; doch so oft sie gehen wollte, fiel ihr noch ein kleines Capriccio des Vergnügens ein, und zuletzt fühlte sie Lust, noch einmal in den viereckigen Thurm zu steigen. Aber als sie sich dem Eingange näherte, wich sie entsetzt zurück, denn der Ton einer menschlichen Stimme schien aus demselben hervorzukommen.

Der kleine Poltron wartete zehn Minuten, ehe er den Entschluß faßte, sich wieder zu nähern — denn wenn es Räuber wären, die sich in dem großen Kamine ein gestohlenes Kalb brieten? Freilich kam ihr zugleich der beruhigende Gedanke, daß sie nicht das geringste Stückchen Gold oder Silber

an sich trüge, und daß sie selbst in ihrem köstlichen Schmuck frischer Jugend stehlenswerth sei, fiel ihr nicht ein. Sie begann also sich ihrer Furcht zu schämen und näherte sich abermals — Vögel und junge Mädchen sind bekanntlich neugierig. Sie hörte wieder die Stimme, doch eine so sanfte, daß sie eher aus der Kehle eines Kindes zu kommen schien als aus der eines Raubgesellen. Nun verstand sie einzelne Worte, und da sie auch etwas Italienisch gelernt hatte, daß es italienische waren.

„Povero piccolino," sagte die Stimme, und mit einem Satze stand Gertrud im Thurme. Da saß „Garibaldi" und aß friedlich mit seinem Affen ein Stückchen schwarzes Brot. Gertrud war fast entzückt, den Knaben zu sehen, der sie so viele Thränen gekostet, und allem Anschein nach frisch und gesund. Sie trat dicht zu ihm hin; doch hatte ihn die überstandene Angst so scheu gemacht, daß er in die äußerste Ecke zurückwich, bis er einmal wagte den Blick zu ihr aufzuschlagen und in ein Paar so unwiderstehlich freundliche Augen sah, daß er sogleich ihren Ausdruck verstand, denn sie redeten die einfache Universalsprache der Menschheit, in welcher sie alle ihre Moralgesetze ausdrückt — die Sprache des Mitleids.

Ungemessen hätte Gertrud gern das dem Kna-

ben von der Rohheit zugefügte Leid wieder gut gemacht, und mit der Freigebigkeit siebzehnjähriger Großmuth überschwengliche Wohlthaten auf sein Haupt gehäuft — in Wirklichkeit aber war dem freien Wandervogel mit gewöhnlichen Wohlthaten gar nicht beizukommen, und etwas herabgestimmt wußte Gertrud in diesem Augenblicke nichts zu thun, als kleinlaut zu fragen, ob Garibaldi Hunger habe.

Das deutsche Wort „Hunger" schien er vortrefflich zu verstehen, ebenso der Affe; nur gewannen sie ihm eine den Deutschen unbekannte humoristische Seite ab und knabberten höchst vergnügt an ihrem schwarzen Brote. Gertrud ward sich mit Freuden einiger Apfelsinen und Zuckerbrötchen in ihrer Botanisirbüchse bewußt, und es gelang ihr mit schmeichelnden Worten den Knaben zutraulich zu machen und ihn aus dem häßlichen Thurme in's Freie zu ziehen. Hier setzte sie sich unter das Kirschbäumchen und packte ihre Schätze aus. Der Savoyarde sah sich scheu nach allen Seiten um und fühlte sich augenscheinlich weniger sicher als in dem Bollwerke; doch ließ er sich zureden und setzte sich mit natürlicher Grazie zu ihren Füßen nieder.

Ein rechtes Stück Poesie des Südens war dieses Kind mit seinen goldigen ungekämmten Locken, dem Sammet seiner braunen, ungewaschenen Haut und

seinen malerischen Lumpen. Gertrud betrachtete ihn mit Entzücken, aber nicht ohne den echt weiblichen Wunsch, sich sofort mit Beseitigung dieser Fragezeichen seiner natürlichen Schönheit beschäftigen zu dürfen. Doch ging das nicht gleich nach so kurzer Bekanntschaft, und sie mußte sich vorläufig auf geistigem Gebiete nähern. Sie that es in ihrem besten Italienisch in der Hoffnung, ihm begeisterte Schilderungen seines Vaterlandes zu entlocken; aber vergebens. Was wir von der Cultur beleckt nennen, war er in keinem Stück, sondern von primitiver Unwissenheit: denn er kam aus einem Lande, wo es keinen Schulzwang und keine Regulative giebt. Er kannte den Namen seines Dorfes, seiner Eltern und Geschwister, und deren Affen und Murmelthiere — das war Alles. Er hatte sich nicht im mindesten darum gekümmert, ob er annectirt war, er wußte nichts von der Welt, die er halb durchwandert nichts von dem berühmten Namen, den er trug; er besaß nichts, als seine makellose Schönheit und seinen Affen.

Gertrud glaubte, daß sich vielleicht eine sentimentale Seite bei ihm anschlagen ließe und fragte ihn, ob er seine Mutter oder seine Schwesterchen oder sonst Jemand in der Welt recht lieb habe; als er ihr aber antwortete „Mein Aff'" und diesen zärtlich an's Herz drückte, da konnte sie nichts thun, als diesem ein Stück

Zucker geben, dem Herrn eine Apfelsine und sie Beide still betrachten.

Wie Manchen hat das Reden schon enttäuscht. Wer mit den Augen Vollkommenes genießt, der lasse sich genügen! Gertrud begriff die goldene Lehre und schwieg.

Nun standen in den großen braunen Augen des Knaben wieder wundersame Märchen, und auf seinen halbgeöffneten Lippen knospte ein ganzer Frühling. Und während sich das träumerische Mädchen in diese Märchen versenkte, mußte sie plötzlich das Kind an sich ziehen und einen Kuß auf seine Lippen drücken, Leserin von gutem Ton — einen Kuß!

Aber als schickte die fashionable Gesellschaft einen Protest gegen solche Herabwürdigung, begannen die Bäume zu rauschen, zwei Eulen flogen auf, die Raben krächzten, es war ein Steingeröll-Geraschel und Geschiebe, ein Sprung, ein Fall, aus dem Staube entwickelte sich eine männliche Gestalt und stand vor ihnen.

Garibaldi machte unverzüglich Miene die Flucht zu ergreifen, Jocko vergaß seine Kunst auf zwei Beinen zu gehen und sprang auf allen Vieren davon, und Gertrud blickte erstaunt den durch's Fenster Gekommenen an. Der sah nichts weniger als gefährlich aus, und war eben beschäftigt den Staub von sich abzuschütteln

und eine kleine Schramme an seiner Hand zu besehen. Darauf verbeugte er sich vor Gertrud und suchte mit der Hand das fliehende Paar aufzuhalten, jedoch vergebens — es saß schon im Thurme. Gertrud dagegen mußte einem Lächeln Stand halten, an welchem sie augenblicklich den Fremden aus der Bildergallerie erkannte.

„Ich hatte bereits einmal das Vergnügen, mein Fräulein,“ sagte er, sich abermals verbeugend und mit demselben unerbittlichen Lächeln. Woher nahm Gertrud, das unerfahrene Kind, die kleine List, zu thun, als ob sie sich dessen nicht erinnere? „Sie erwiesen mir die Ehre, mich für Rembrandt zu halten,“ fuhr er fort und zwang sie mit einem Zaubermittel seiner schelmischen Augen, ihn anzusehen.

Die Gluth der Erinnerung und Beschämung flog über ihr Gesicht; sie stand auf und nahm ihren Hut. Doch lag in der Erscheinung des jungen Mannes ein Ausdruck so übermüthiger Lebenslust und Heiterkeit, daß das Gleichartige in Gertrud's Wesen sich unwiderstehlich angezogen fühlte und sie lachend sagte, daß sie sehr um Entschuldigung bitten müsse wegen jenes Irrthums.

„Das genügt nicht, mein Fräulein. Sie sind mir für Ihren grausamen Spott Satisfaction schuldig,“ sagte er.

Gertrud war im Geheimen nicht ganz unzufrieden damit, daß er ihre Unwissenheit für Spott gehalten hatte.

„Die Aehnlichkeit war wirklich vorhanden,“ sagte sie, „und da Sie ohne Zweifel ein Maler sind...“

„Ein Maler? Ja ein Maler,“ antwortete er, denn er malte wirklich, was aber nicht ausschloß, daß er Gutsbesitzer und, um das Leben recht comfortabel zu genießen, augenblicklich Gardeofficier war. „Und weil ich ein Maler bin, müssen Sie mir einen Wunsch verzeihen, der sich meiner Phantasie bemächtigt hat, mein Fräulein; Sie wissen, wir sind wunderlich...“

„Und der wäre?“

„Ich möchte Sie mit dem Savoyardenknaben auf — einem Bilde haben und in der Situation, in welcher ich das Glück hatte unsere Bekanntschaft zu erneuern.“

„Ich denke, der Knabe und sein Affe aßen meine Apfelsinen, und ich sah ihnen zu.“

„O nein, mein Fräulein; als ich nach meinem Spaziergange zuerst von außen jenes Fenster dort erreicht hatte und in den Burghof sah, gaben Sie dem kleinen Burschen etwas unendlich Werthvolleres als eine Apfelsine — einen Kuß, glaube ich. Im Augen-

blicke rutschte der Stein, auf welchem ich fest zu stehen glaubte, und bereitete mir das Unglück, Sie durch meine plötzliche Ankunft zu erschrecken."

Gertrud war aufgesprungen und antwortete nicht. Es erfaßte sie eine unbestimmte Angst vor diesem Manne, und zugleich erschien er ihr schöner und ein Anderer als zuvor. In der Unsicherheit dieses Gefühls fanden ihre Gedanken keine andere Zuflucht als den Savoyarden, und als der Maler, schnell bereuend, daß er zu weit gegangen, etwas Beruhigendes sagen wollte, fragte sie mit geängstigter Stimme, wo Garibaldi geblieben sei. Jetzt war die Reihe an ihm erstaunt auszusehen, und das beunruhigende Lächeln, welches einer ernsten Protectormiene gewichen war, kehrte verstärkt auf seine Lippen zurück.

„Garibaldi? Was kümmert er Sie in diesem Augenblicke, mein gnädiges Fräulein? — So viel ich weiß, ist er in Italien und befindet sich wohl."

Gertrud freute sich der Wendung und fand sogleich einen Theil ihrer früheren Heiterkeit wieder.

„Hier ist aber auch einer, den ich beschützen muß," sagte sie und erzählte dem Maler die Geschichte des Knaben, welche den Unbarmherzigen in demselben Grade ergötzte, als sie Gertrud empört hatte.

— So sind die Männer! — dachte sie, und Beide traten in den Thurm.

„Komm, Garibaldi, ich will Dich zu meinem Onkel bringen," sagte Gertrud, die daran dachte, daß es hohe Zeit sei, den Rückweg anzutreten. Aber mit den Flüchtlingen war nichts anzufangen. Sie hatten sich versteckt. „Komm, Garibaldi!" sagte Gertrud abermals.

„Nicht in's Dorf! Nicht in's Dorf! Sie schlagen mich," sagte zitternd der Held, ohne sich umzusehen.

„Ich werde Dich schützen, komm nur," sagte der Maler.

„Wollen Sie das wirklich?" fragte Gertrud.

„Gewiß. Zweifeln Sie?"

„Dann kann ich gehen," sagte Gertrud getröstet, setzte ihren Hut auf, nahm ihre Botanisirbüchse und machte dem Maler eine Verbeugung.

„Und Sie, mein Fräulein, wollten allein gehen?" fragte er verwundert. „Sie scheinen des Schutzes mehr zu bedürfen als der Knabe."

„Ich? Was kann mir geschehen?" fragte sie beunruhigt, denn sie hatte sich auf den einsamen Heimweg gefreut, und es war nichts weniger als Koketterie, wenn sie wiederholt die Begleitung des jungen Mannes ausschlug.

Dieser hielt es aber dafür, denn er gehörte zu der großen Zahl Derer, die an jedem Menschen zweifeln, bevor er sie eines Besseren belehrt hat, und was Frauen betrifft, zwar viele kannte, aber nur Frauen großer Städte. Seine Meinung von diesen stand nicht hoch, nach der bekannten Theorie, daß wer den Ruf der Frauen am leichtsinnigsten gemißbraucht hat, sie am strengsten beurtheilt. Zwar machte ihm Gertrud einen ganz neuen, ganz besondern Eindruck; aber seiner Ansicht nach mußte sie sich doch über ihren Werth erst auszuweisen. Indeß ließ er es sich angelegen sein, nicht wieder in den Ton zu verfallen, der sie erschreckt und verscheucht hatte, und bat sie mit gesenkten Augen und sanfter Stimme nochmals um die Gnade, die Gefahren des Weges mit ihr theilen zu dürfen.

Gertrud wurde bei diesem neuen Klange unwillkürlich an Titus erinnert und beruhigt. Sie bewies es stillschweigend dadurch, daß sie mit ihm und dem überredeten Paare den Heimweg antrat.

In den ersten Seitenweg mit einem Meilenzeiger bog der Savoyarde, ohne ein Wort zu sagen, ein.

„Was willst Du thun?“ fragte Gertrud.

„Weiter wandern,“ sagte Garibaldi.

„Unter einem weniger berühmten Namen, rathe ich Dir, Knabe," antwortete der Maler.

„Sie wollten ihn wirklich nach dem, was heute geschehen ist, ohne Schutz weitergehen lassen?" fragte Gertrud, und auf ihrer Stirn stand Philanthropie genug, die ganze Menschheit zu retten.

„Ich wußte nicht, daß Sie im Ernst die Absicht hatten, den Knaben mitzunehmen. Unter wessen Schutz gedenken Sie ihn zu stellen?"

„Ich will meinen Onkel fragen," sagte Gertrud, eine Schwingung kleinlauter.

„Verzeihen Sie, mein Fräulein," erwiderte der Maler, sich auf den unbekannten Onkel verlassend, und redete nun Garibaldi eifrig zu, sich muthig noch ferner der jungen Dame anzuvertrauen. Dieser that es nach einigem Zögern und einem Austausch von Blicken mit seinem Affen.

„Und nun, mein Fräulein," fuhr der Maler fort, nachdem sie einen Seitenpfad eingeschlagen hatten, um das Dorf zu umgehen, „darf ich vielleicht meinen Wunsch, Sie malen zu dürfen, noch einmal aussprechen? Sie haben mir nicht darauf geantwortet."

Gertrud wäre auch jetzt am liebsten die Antwort schuldig geblieben, doch ging das nicht an, und sie sagte wieder: „Ich will den Onkel fragen."

Nun ist aber nichts unangenehmer, als von Jemand eine persönliche Ansicht zu erwarten und sich an eine unbekannte Autorität verwiesen zu sehen. Der Maler sprach das indessen nicht aus, sondern fragte nur, ob der Onkel bereits ein Bild von ihr besitze.

„Nein," sagte Gertrud, „er wollte mich nur in Knabenkleidern malen lassen, und als ich mich weigerte und sagte, ich könne nichts dafür, daß ich ein Mädchen sei, ließ er es ganz."

„Er wünscht also, daß Sie ein Knabe wären?"

„Ja sehr," sagte Gertrud betrübt.

„Das wäre sehr schade," dachte der Maler, immer noch zweifelnd, ob er Originalität oder Koketterie vor sich habe.

„Wenn wir nun den Onkel mit einem Bilde überraschten, mein Fräulein? Einmal vorhanden, würde es ihn gewiß freuen."

„Glauben Sie? Ich will ihn fragen."

„Dann wäre es ja keine Ueberraschung, und er könnte wieder Bedingungen machen. Willigen Sie ein! — Sie wenden sich ab — Sie schwanken — und könnten doch mit einem Worte drei Menschen erfreuen."

„Drei?" fragte Gertrud naiv.

„Garibaldi zählt mit Sehen Sie, wie ver-

gnügt er aussieht," sagte der Maler, nachdem er ihn einen Augenblick bei Seite gezogen und ihm ein Goldstück versprochen hatte, wenn er morgen mit der Dame eine Stunde zu ihm komme.

„Ihn würde Ihr Nein fast eben so sehr betrüben als mich, was Ihnen vielleicht gleichgültig ist. Fragen Sie ihn selbst."

„Willst Du Dich von dem Herrn malen lassen, Kleiner?"

„Ja, Signora, mit mein' Aff'."

„Sehen Sie — ich hatte Recht."

Gertrud schwieg noch immer. Dieser Mann führte ihre Phantasie in Regionen, aus welchen sie sich nicht herauszufinden wußte, und er imponirte ihr wider ihren Willen. Er fühlte das schnell, vermöge seiner Eitelkeit, und wußte, daß es nur darauf ankomme, diese Ueberlegenheit richtig zu benutzen. Vor Allem lag ihm daran, dem wunderlichen Kinde, das wirklich anfing ihm Interesse einzuflößen, über seine Befangenheit fortzuhelfen, und doch gab gerade diese Befangenheit der freien Intelligenz ihrer Züge und der fast knabenhaften Keckheit ihrer Bewegungen eine gewisse Sänftigung, die sie weiblicher und entwickelter erscheinen ließ. Er sah sie also nur an. Und wenn schöne Augen, die gewohnt scheinen zu befehlen oder zu spotten, sich einmal

herablassen zu bitten, soll ihnen nicht zu widerstehen sein — bekennen die Frauen. Gertrud erfuhr das auch, als ihr Blick nach vergeblichen Versuchen, dem seinen zu entfliehen, ihm dennoch begegnet war. Sie fühlte ihn aufleuchten, als sie leise „ja" gesagt hatte und bereute schon — und wünschte doch — ganz wie eine Träumerin von siebzehn Jahren.

„Und wann darf ich Sie morgen in meinem Atelier erwarten?" fragte der Maler erfreut. — Eine neue Verlegenheit.

„Können Sie nicht zu uns kommen?"

„Leider nicht," sagte der Maler ziemlich bestimmt; „es würde zu viel Zeit und Umstände erfordern. Auch weiß ich nicht, ob ich das rechte Licht fände. Alle Damen, welche von mir gemalt sein wollen, entschließen sich dazu, und Ihnen würde ich es als besondere Gunst danken."

Bei diesen Worten waren sie an des Professors Wohnung angekommen, und ohne eine Antwort abzuwarten, beschrieb der Herr ihr genau den Weg, welcher durch den Park nach seinem Hause führe.

„Sie werden kommen, mein Fräulein?"

„Ja, mit Garibaldi," sagte Gertrud, und der Maler empfahl sich mit einem dankbaren Blicke.

Gertrud fand den Onkel noch nicht zurückgekehrt und beschäftigte sich einstweilen damit, für Garibaldi's leibliches Wohl und Nachtquartier zu sorgen. Er befand sich sehr wohl dabei und ließ, auf der Erde sitzend, seinen Affen die schönsten Kunststücke machen. Indessen kam der Onkel und theilte sogleich Gertrud's Mitleid für den Knaben. Er brachte ihr zum Trost für seine lange Abwesenheit hübsche Bernsteinohrringe mit versteinerten Fliegen, erklärte ihr, wie sie hineingekommen wären, und sagte, daß er nun gewiß bald Zeit finden werde, mit ihr die Burg zu besteigen. Gertrud aber gestand ihm ihre Kühnheit und malte ihre Abenteuer mit glänzenden Farben. Nur des Malers erwähnte sie nicht. Sie empfand das nicht als Unrecht, obwohl sie Abends noch an ihn dachte; er erschien ihr wie der Held eines Romans. Und indem sie sich seine Worte und seine Erscheinung zurückrief, kam ihr auch die Stimmung, in welche eine Fiction versetzt und in welcher die meisten Thorheiten der Wirklichkeit ohne Scrupel begangen werden.

Mademoiselle hatte dem Kinde einen schlechten Dienst geleistet; denn in das einförmige Dasein eines erregbaren Mädchens statt praktischer Thätigkeit das Traumleben des Romans bringen, heißt den gesundesten Sinn gefährden.

Die meisten Autoren sind sich des Egoismus kaum bewußt, welcher darin liegt, die Träume und Wünsche ihrer Phantasie auf das Gebiet des Romans zu übertragen, um selbst den Gefahren der Verwirklichung derselben zu entgehen. Eine große Zahl unmündiger Leser wird den umgekehrten Proceß versuchen und dann unschuldig leiden für den Schuldigen.

Gertrud befand sich andern Tages mit dem fremden Knaben auf dem bezeichneten Wege im Park, und war nicht lange gegangen, als ihnen bereits der Maler entgegenkam. Er schien freudig überrascht zu sein und dankte ihr. Gertrud war ein wenig verwirrt; doch erkannte er mit klugem Auge ihre Stimmung sogleich und wußte sie durch seine Unterhaltung geschickt zu zerstreuen. Sie gingen auf einem Waldpfade, der so versteckt lag, daß er Gertrud, welche den Park bereits nach verschiedenen Seiten hin durchstreift hatte, völlig entgangen war. Eben so unerwartet traten sie auf einen freien Platz vor dem Pavillon, welchen der Maler bewohnte. Die Front desselben ruhte auf Säulen und ließ eine Veranda frei, umblüht und umrankt wie eine Laube.

Den freien Rasenplatz umstanden alte Bäume so dicht, als wäre es die grüne Mauer, welche Dornröschen's Schloß umgab. Auch war es hier so still wie dort. Goldfischchen schwammen im Bassin des Springbrunnens in der Mitte des Rasens, und großblätterige Wasserpflanzen nickten und grüßten hinein. Bekränzte Statuen schauten still von ihren Postamenten herab, und die ersten Rosen schickten ihre Düfte zu ihnen empor. Das Ganze, in der Frische des Morgens, von der strahlendsten Sonne beschienen, machte auf Gertrud einen zauberhaften Eindruck. Natürlich hatte sie keine Ahnung davon, daß sie sich in dem versteckten Feenschlößchen eines jungen Hofcavaliers befand, der es seinem Freunde, dem Maler, für einige Sommermonate abgetreten hatte.

Der Maler schien hoch erfreut, Gertrud so überrascht zu finden, und bot ihr den Arm, sie in den Pavillon zu führen. Garibaldi folgte. Sie traten durch eine luftige Vorhalle mit Mosaikfußboden, schönen Wandgemälden und verzierten Nischen, in das Atelier. Wäre Gertrud je in einem solchen gewesen, so würde sie in diesem Boudoir sogleich das Atelier des Dilettanten erkannt haben; aber es ist zu bezweifeln, ob es ihr besser gefallen hätte. Sie dachte nicht daran, daß die Fenster mit Laub-

bekleidung, deren Ranken so reizend kokett dem spielenden Sonnenstrahl wehrten, ein schlechtes Licht geben mußten, und daß diese schwellenden Divans, diese Teppiche, diese Spielereien des raffinirtesten Luxus, wohin das Auge blickte, mit Recht an dem Ernst des Künstlers einen Zweifel erlaubten; zum Ueberfluß ließ der Maler noch die purpurnen Seidenvorhänge herab, so daß er nun in dem künstlichen Abendglühen Gefahr lief, rothe Bäume zu malen.

Er führte Gertrud zu einem Tischchen am Fenster, das auf einem Teppich natürlicher Blumen stand, so hübsch geordnet in Gertrud's Augen, daß sie, anstatt die Füße darauf zu setzen, hinkniete und ihn mit Entzücken betrachtete.

„Er ist für Ihre Füße bestimmt, mein Fräulein," sagte der Maler mit einem Anflug seiner früheren Galanterie, die er bisher sorgfältig gemieden hatte. Doch als er an ihrem schnellen Aufstehen und dem Ausdrucke ihres Gesichtes bemerkte, daß ihre Unbefangenheit im Begriff war wieder zu entfliehen, änderte er sogleich den Ton.

Wahrscheinlich hatte er auch beabsichtigt, ihr eine prachtvolle Rosenknospe, welche in einem Glase auf dem Tischchen stand, in dieser Weise zu überreichen, aber nun unterließ er es mit richtigem Verständniß

scheuer Mädchennatur; denn kaum hatte ihr für das Schöne so überaus empfängliches Auge sie bemerkt, als sie anfing sie zu betrachten, während sie den Teppich nicht mehr ansah. Als er die Rose in ihrer Hand erblickte, wandte er sich, um Zeichnungen, Aquarelle und Kupferwerke aus dem Bücherschranke zu nehmen, und hätte Gertrud ihn ansehen können, so würde sie den schelmischen Zug bemerkt haben, der um seine Lippen spielte. Dieser war verschwunden, als er wieder zu ihr trat und ihr die Blätter hinlegte.

Sie erweckten ihr Interesse in so hohem Grade, daß sie bald anfing so unbefangen zu plaudern, als wäre sie Titus oder ihrem Lehrer gegenüber. Der Maler antwortete einfach, fing aber bald an, sich mit Garibaldi zu beschäftigen und sie scheinbar außer Acht zu lassen.

Gertrud unterhielt sich indessen vortrefflich. Nachdem sie die Blätter durchgesehen, in den Büchern geblättert, durch die bunten Fensterscheiben den Rasenplatz betrachtet, stellte sie sich in die Nähe des Malers und sah den Stellungen zu, welche er den Knaben annehmen ließ. Er hatte seine Noth mit ihm, denn Garibaldi besaß so viel natürliche Grazie als je ein bildschöner Knabe, aber daß man daraus eine bewußte Kunst machen könne, war nie

in seinen armen Kopf gekommen. Er benahm sich unausstehlich unbeholfen, denn jede neue Stellung glich einer Verrenkung seiner herrlichen Glieder, und sein Gesicht sah beängstigt aus wie auf der Flucht. Der Maler sah sich genöthigt, zu einem andern Mittel zu greifen. Er lenkte die ganze Aufmerksamkeit des Knaben auf den Affen; da erst nahmen seine Züge wieder die frühere Lieblichkeit und seine Augen den Ausdruck geduldiger Intelligenz an.

Während dieser Lection begann der Maler schnell zu skizziren, denn dem Knaben mußte man seine Schönheiten ablauschen, er gab sie nicht freiwillig. Der Affe benahm sich wild und ungeberdig, das röthete im Eifer Garibaldi's Wangen, öffnete seine schwellenden Lippen und schob das Hemd von der braunen Brust, so daß man ihren köstlichen Bau sehen konnte.

Gertrud näherte sich unwillkürlich dem Knaben, so daß der Maler sie Beide im Auge hatte. Sie betrachtete ihn mit unverhohlenem Entzücken und vereitelte dadurch unbewußt des Malers Plan. Auf dem Genrebilde hatte sie die Rolle einer vornehmen Dame spielen sollen, die am Eingange ihres Parks steht und dem armen Knaben, der vorbeikommt, gleichgültig ein Almosen zuwirft; aber wo war in diesem Gesichte auch nur ein Zug von

Gleichgültigkeit oder Herablassung, oder in dieser Haltung ein Schein frostiger Vornehmheit? Nein — sie erschien vielmehr plötzlich dem Knaben verwandt in der naiven Ursprünglichkeit ihres Wesens und der reizenden Kunstlosigkeit ihrer äußeren Erscheinung. „Als Zingara muß ich sie malen," dachte der Maler, und zu diesem Gedanken bildeten die modernen Kleider, welche sie trug, vollends einen seltsamen Contrast. Er hätte viel darum gegeben, sie sogleich in dem phantastischen Anzuge der Töchter des Ganges zu sehen, mit dem Tamburin in der Hand, doch sprach er den Wunsch noch nicht aus, sondern bemühte sich eifrig, auch Gertrud's Gestalt festzuhalten, bevor sie es ahnte, denn ohne Zweifel hätte sie ein Sonntagsgesicht gemacht wie Garibaldi.

Mit dem Erfolg für die erste Sitzung befriedigt, erhob sich der Maler und bedeckte das Bild. Gertrud wollte es sehen, doch wehrte er es ihr, und sie dachte nun an den Heimweg. Er hielt sie nicht zurück, doch unter der Bedingung, daß sie am nächsten Tage wiederkomme, begleitete sie bis zum Ausgange des Parkes und unterhielt sie so leicht und einfach, daß sie sich angezogen fühlte und gern denselben Weg ging am andern und an manchem folgenden Tage.

Sie wußte es nicht, daß es sie ein Opfer ge-

kostet haben würde, es nicht zu thun; sie überließ sich dem unbewußten Zuge und dachte nicht darüber nach. Nur als ihr an einem Abend der Onkel sagte, daß seine Arbeiten in Kurzem beendet seien und sie dann abreisen könnten, wurde sie traurig und ging am folgenden Morgen mit veränderten Gefühlen den vertraut gewordenen Pfad.

Der Maler empfing sie an der Grenze seines Gebietes, und seinem Auge, das in demselben Grade forschender geworden war, als sein Interesse für das junge Mädchen zugenommen hatte, entging das nicht, denn Gertrud's Gesicht war ein so treuer Spiegel ihres Innern, daß sie auch mit der besten Absicht nicht im Stande gewesen sein würde etwas zu verbergen. Und sie wußte nicht, daß sie etwas zu verbergen hatte! Die geheime Trauer gab ihrem Wesen eine gewisse Sicherheit und vielleicht zum ersten Male ein Verständniß für den Werth des Augenblicks.

Der Maler fragte sie nicht nach der Ursache; er erschien ihr nur weicher, aufmerksamer und zurückhaltender.

Gertrud verlangte das Bild zu sehen, und so dringend, daß er sie ihrer Neugierde wegen zu verspotten anfing. Das reizte ihr ohnehin erregtes

Gefühl, und sie sagte mit unsicherer Stimme, daß sie es sehen wolle, weil sie in wenigen Tagen abreisen müsse. Der Maler erwiderte kein Wort; aber sie begegnete einem so erschrockenen Blicke, daß sie erröthend die schimmernden Augen senken mußte. Er setzte sich an die Staffelei, wie um die Arbeit zu beschleunigen, und Gertrud ging zu ihrem Tischchen am Fenster. Dort stand, wie an jedem Morgen, eine einzige frische Blüthe in dem Krystallglase, und zum ersten Male nahm sie die Blume und behielt sie, als wäre sie ihr geschenkt.

Garibaldi war schnell abgefertigt, und der Maler sagte ihm, er könne in den Park gehen, sich auf jede Weise belustigen und brauche nicht wiederzukommen, da sein Bild fertig sei. Gertrud sah auch, wie der Maler ihm ein Goldstück gab und wie sich in Folge dessen sein Gesicht verklärte, was sie etwas herabstimmte in Bezug auf ihn.

„Nun will ich Ihnen auch des Knaben Bild zeigen," sagte der Maler und trat neben sie hin, um die eine Hälfte des Bildes zu verdecken. Sie konnte sich eines Ausrufes der Bewunderung nicht enthalten. Da stand Garibaldi mit seinem Affen auf der Schulter, ganz wie er lebte, nur schien es, als wäre seine reizende Gestalt vom Sonnenlicht verklärt

und als leuchte derselbe Strahl aus den unschuldigen braunen Augen.

„Bin ich auch so hübsch geworden?“ fragte Gertrud naiv.

„Mindestens eben so hübsch. Nur ist das Bild nicht ganz fertig, und ehe ich es vollenden kann, muß ich Sie um ein Versprechen bitten, mein Fräulein. Wollen Sie mir morgen eine Stunde in dem Anzuge einer Zigeunerin sitzen?“

„Ich habe keinen,“ sagte Gertrud.

„Ueberlassen Sie die Sorge mir. Sie brauchen nur einzuwilligen.“

Gertrud fand die Idee so spaßhaft, daß sie ja sagte, ehe sie noch gedacht hatte. Dann setzte sie sich.

„Aber Sie vermeiden es mich anzusehen,“ sagte der Maler, aufhörend, nach einer Weile. Er trat einige Schritte auf sie zu, blieb wie sich besinnend stehen, und setzte sich wieder. Gertrud machte einen scheuen Versuch, aber sie blieb zerstreut und ihre Züge gespannt. Hätte sie dem Pinsel des Malers folgen können, so würde sie entdeckt haben, daß er dieselbe Stimmung verrieth. Er öffnete ein Fenster. Die milde Luft strömte herein, und er fragte Gertrud, ob sie dieselbe nicht einen Augenblick draußen genießen wolle. Sie that es gern; es war ihr schwül und beengt im Zimmer. Der Maler gab ihr den

Arm. Sie gingen die schattigen Wege entlang, blieben am Springbrunnen stehen, betrachteten die Blumen, und zwar Alles so still, als hätten sie das Gelübde des Schweigens abgelegt. Er fühlte, daß sie den Zauber des Augenblicks empfand wie er, doch wenn es ihn drängte, ihm Worte zu geben, so fürchtete er zugleich, ihn dadurch zu zerstören. Diese Rolle passiver Sentimentalität entsprach aber wenig seiner stürmischen Natur, und je länger er sie geduldig ertrug, desto mehr wunderte er sich über den Grad von Interesse, welches dieses „kleine Mädchen" ihm eingeflößt. Und da alles Ertragenmüssen die Männer reizt, so fiel es ihm ein, ihr die Schuld beizumessen. Sie erschien ihm plötzlich älter, bewußter, und das frühere Mißtrauen, sie sei bereits kokett, kam wieder. Sie quälte ihn, das war klar, ihn, der so viele Frauen gequält! Und das sollte er geschehen lassen? Unmöglich!

Er öffnete die Lippen; aber in demselben Augenblicke sprang sie von seinem Arme fort, einem Schmetterlinge nach. Reizte sie der Schmetterling wirklich? oder war sie gewohnt mit Männern zu spielen? Sie verfolgte den Flüchtling. Er hatte sich auf den Arm einer Statue gesetzt, eines Amor, der in der einen Hand eine brennende Fackel hielt, in der andern einen Schmetterling dicht über der Flamme.

„Er wird den Schmetterling verbrennen, wenn er ihn noch länger der Flamme so nahe bringt," sagte der Maler, entschlossen, selbst die Rolle Amor's zu übernehmen.

„Sehen Sie, er fliegt davon," sagte Gertrud lachend und sah dem schillernden Falter nach, der im Fluge den marmornen in Amor's Hand berührte und sich dann auf der nächsten Blume wiegte. „Und er forderte den gequälten auf, ihm in die Freiheit zu folgen; haben Sie es gesehen?"

„Ja, aber er konnte nicht, weil er gefesselt war," sagte der Maler mit etwas mehr Ernst, als er beabsichtigt hatte, und mit einem bittenderen Blick, als er selbst wußte. Doch Gertrud verstand den Sinn seiner Worte nicht, und er glaubte, sie wolle ihn nicht verstehen... Ihre Seele wiegte sich auch in einem seligen Traume; aber solche erste Mädchenträume sind so ätherischer Natur, daß der Gegenstand, der sie hervorief, bei Weitem mehr in ihrer Vorstellung als wirklich existirt. Gertrud mochte ein Gefühl der Zerstörbarkeit dessen, was sie empfand, überschleichen. Sie wollte allein sein, sie wollte fort, denn sie fürchtete die Nähe des Malers — um sich nach ihr zu sehnen, sobald sie die Bäume des Parks trennend zwischen ihr und ihm wußte. Er konnte sie nicht zurückhalten, und sah sich allein

in größerer Unbehaglichkeit und Aufregung, als er sich der gefeiertsten Dame der Gesellschaft gegenüber jemals verziehen haben würde.

Garibaldi war, von dem Maler entlassen, vergnüglich in den Park gegangen, hatte sich in's hohe Gras auf den Rücken gelegt, so nahe an den Rand der Fontaine, daß ihm die Tropfen gelegentlich in den offenen Mund fielen und hier, von Gottes schönster Sonne beschienen, eine Stunde so philosophischen Glückes genossen, als nur je Diogenes in seiner Tonne.

Auf lange Zeit hinaus aber schien selbst ein solches Glück nicht von Dauer zu sein, denn Garibaldi richtete sich plötzlich auf und sah beunruhigt aus. Er nahm das Goldstück aus der Tasche und betrachtete es nachdenklich von allen Seiten, sah mehrere Male fragend seinen Affen an, der mit dem Kopfe nickte, blickte nach dem Pavillon zurück, dachte an den alten Professor, der ihn immer so Vieles fragte, was er nicht verstand, und der ihn nicht verstand, wenn er zu antworten versuchte, dachte an das freundliche Mädchen, das ihm so viele Leckerbissen gegeben, erwog Alles, stand auf, drückte den Affen fest in seine Arme und rannte davon.

Als Gertrud nach einer Weile kam, ihn mitzunehmen, und ihn lange vergeblich gesucht hatte, blieb

kein Zweifel, er war weiter gewandert. Und doch hatte der Onkel ihm schöne neue Kleider geschenkt und versprochen ihn in die Schule zu schicken! Garibaldi — Wilder — Undankbarer! — Gertrud ging betrübt allein nach Hause.

Sie dachte nicht ganz so viel an den Verlorenen, als man hätte vermuthen sollen, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil mächtigeres Interesse in ihr Leben getreten war, das jenes verdrängte. Konnte man es Liebe nennen? Wohl kaum. Eine heiße erste Leidenschaft aber war es, die wie ein leuchtend Meteor vom Himmel fällt und schnell erlischt. Sie war noch nicht entwickelt genug für eine tiefe Neigung, und vielleicht aus demselben Grunde fähig, ihr gesammtes Gefühlsleben auf einen Augenblick des Glücks zu concentriren. Sie knüpfte keine bestimmte Hoffnung daran, sie dachte überhaupt nicht darüber nach; ihr zitterndes junges Herz bangte nur für den folgenden Tag, den letzten Tag! Wenn sie ihn nicht wiedersehen konnte, wenn der Onkel abreisen wollte! Mit den unwahrscheinlichsten Möglichkeiten quälte sie sich, bis ihr die Augen zufielen und sie das Antlitz sah mit dem wundersamen Lächeln.

Und der Maler, Rittergutsbesitzer und Gardelieutenant?

Während sich Gertrud's braune Wimpern zum Schlummer senkten, saß er in einem bequemen Fauteuil, rauchte eine Havannacigarre, lehnte den Kopf auf die weiße Hand und dachte an sie. In der ersten Eigenschaft, als Maler, dankte er dem Zufalle, der ihm zu einem so reizenden Bilde verholfen; — in der zweiten überlegte er einen Augenblick, ob ein so phantastisches Ding von einem Mädchen mit so viel Geist und so wenig Tournüre wohl jemals eine Dame werden könne, die zu repräsentiren verstehe — in der dritten beantwortete er es sich mit einem fröhlichen Nein, und zog daraus den Schluß, um ohne Scrupel genießen zu können, was die freundlichen Stunden ihm an Gunst noch zugedacht...

Gertrud's Fuß schwebte am folgenden Morgen so leicht über die Wirklichkeit hin, als wäre sie eine Prinzessin im Märchen. Als sie in den Wald kam, schien es ihr, als wenn ein neues Licht auf allen Gegenständen läge; die Farben waren glänzender, der Sonnenschein goldener, ein geheimes Neigen und Grüßen von Bäumen und Blumen und Vogelgesang dazwischen. Sie sah mit glänzenden Augen umher,

als spräche Alles vernehmbar zu ihr, und sie wußte nicht, daß von ihr der Zauber ausging, den sie hinauslegte in die Natur. So voll und heiß strömte der Lebensquell ihr zum Herzen, daß sie in dem wonnigen Genügen des Augenblickes selbst das Wiedersehen zu verzögern wünschte. Sie setzte sich auf eine Rasenbank, die Augen geschlossen und die Hände gefaltet auf dem Knie.

So fand sie der Maler, der sie bereits gesucht auf allen Wegen, und als sie mit halbgeöffneten Lippen zu ihm aufsah, war in seinen Zügen dasselbe Licht wie ringsumher. Er legte seine Hand auf ihre dunkeln Locken, sie empfand es ohne Erschrecken wie das schmeichelnde Anschmiegen der Luft an ihre Schläfen. Doch stand sie auf und ging auf seinen Arm gelehnt weiter. „Der letzte Tag!" flüsterte er, und eine stille heiße Bitte lag in den Worten. „O nein, der erste!" sagte Gertrud schnell, und selbst mehr fühlend als wissend was sie sagte. Aber aus seinen Blicken leuchtete ein Glühen und Verstehen, so daß sie zusammenzuckte wie die Mimose bei der Berührung. Sie bereute schnell, sprach lebhaft, beschleunigte ihre Schritte, zog ihren Arm aus dem seinen und entfloh gewissermaßen den Worten, die auf seinen Lippen schwebten.

So kamen sie im Atelier an. Es war noch

reicher als sonst mit Blumen geschmückt und ganz erfüllt vom Duft der Rosen und des Jasmins.

„Darf ich Sie nun an Ihr Versprechen erinnern, liebe Gertrud?"

Wie hübsch ihr Name aus seinem Munde klang! Sie zögerte ein wenig, doch war der Reiz der kleinen Maskerade zu groß. — Der Maler benutzte schnell den zweifelnden Ausdruck ihres Gesichts, sie in ein anstoßendes Zimmer zu führen, wo er sie allein ließ. Es war ein kleines Boudoir mit einem Toilettentisch und vielen Spiegeln, aus welchen sie sich verwundert zehnmal ansah. Auf dem Tische lag der Anzug. Der rothe Rock mit schwarzen Hieroglyphen besetzt, das schwarze Mieder, die Schuhe mit Absätzen, der silberne Schmuck — nichts fehlte. Sie legte schnell die Sachen an; sie konnten nicht genauer passen. Nur das Netz von rother Seide wußte sie nicht zu befestigen, und, eingedenk ihrer Ungeschicklichkeit in Hinsicht der künstlichen Coiffüre, trat sie mit natürlich herabhängenden Locken wieder in das Atelier, das Netz in der Hand.

Der Maler wandte sich bei ihrem Eintritt schnell nach ihr um und betrachtete sie entzückt. Sie sah wirklich so hübsch aus, wie nie zuvor und wahrscheinlich nie wieder in ihrem Leben, denn kein Anzug konnte besser passen zu den ausdrucksvoll ge-

schnittenen Zügen ihres Gesichts, ihrem etwas dunklen Teint und der schlanken Geschmeidigkeit ihrer Glieder.

„Wie reizend sind Sie so, Gertrud!" sagte er und führte sie vor den Spiegel; doch hatte sie keine Zeit zur Eitelkeit jetzt. Sie empfand etwas wie der Schauspieler in Costüm, der mit den eigenen Kleidern einen Theil der eigenen Persönlichkeit ablegt und den Geist der Rolle auf sich übergehen fühlt. Gertrud überkam ein köstliches Gefühl der Freiheit.

„Ich wußte nicht, wie das Netz befestigt würde," sagte sie.

„Darf ich es versuchen?" fragte der Maler. Sie hielt ihm das Netz mit den silbernen Nadeln hin und setzte sich. Der Maler ließ die weichen Ringeln öfter durch seine Hand gleiten als unumgänglich nöthig war, betrachtete, versuchte, zog hier eine Locke hervor, schob da eine zurück, bis er endlich alle in dem rothen Gewebe gefangen hielt und dies leicht in den Nacken hinabfiel. In dem Glase auf Gertrud's Tischchen stand heute ein Strauß Granatblüthen. Er nahm sie heraus und steckte sie ihr in's Haar; die zwei schönsten aber behielt er zurück und befestigte sie ihr an der Brust.

Gertrud hielt ganz ganz still und hatte daran eine etwas — ja, Leser, eine etwas kindische Freude. Doch stand auch etwas der Art in den Zügen des Malers, und er war doch gar nicht kindisch mehr.

„Nun fehlt nur noch das Amulet," sagte er und nahm aus einem Kästchen ein kleines Herz von Carneol mit einem goldnen Schlüßelchen daran. „Verstehen Sie was es bedeutet?" fragte er, indem er es ihr umlegte.

„Das ist nicht nöthig; man braucht es nur zu tragen," sagte Gertrud schnell und verbarg es unter den Blumen.

Nun war es aber eine Eigenthümlichkeit des Malers, daß er im Laufe der Zeit alles Verständniß für Naivetät verloren hatte und stets einen weiteren Sinn in die Worte der Kleinen legte als diese selbst; denn die Sprache des Herzens bildet sich schnell dem Verstande voraus und hat ihre eigenen Laute, Biegungen und Fälle, die in keiner andern Schule gelernt werden können als in der Schule der Natur.

„Sie sind nun durch das Amulet geschützt, Gertrud, aber ich ... Wollen Sie mir nicht die Hälfte wiedergeben, den Schlüssel?" sagte er bittend, näherte sich Gertrud und streckte die Hand aus.

„Warum haben Sie ihn nicht zurückbehalten?"

„O, sehen Sie!" Sie verstehen den Sinn des Amulets doch noch nicht, kleine böse Quälerin! Man muß es geschenkt bekommen aus lieber Hand. Den Schlüssel, Gertrud!"

Aber Gertrud sagte, sie müsse erst versuchen, ob das Amulet Kraft habe, und sie glaubte, daß es jetzt Zeit zum Malen sei, wenn das Bild noch fertig werden solle. Der Maler mußte es einsehen und begann schnell. Er verrieth die Wärme seiner Empfindung durch die Wärme und Wahrheit seines Colorits. Sein Interesse war getheilt zwischen dem des Mannes für ein reizendes Mädchen und dem des Künstlers für ein reizendes Bild, und aus beiden vereinigte sich ein so gesättigtes Gefühl des Gelingens, daß sein Pinsel ihm beflügelt erschien.

Und Gertrud? O bewegliches, ungeduldiges, veränderliches Mädchenherz! Immer hin und her schwankend wie die Magnetnadel, ehe sie den Pol gefunden hat, der sie beruhigt. So oft er sie ansah, wendete sie den Blick ab, und wenn er es nicht that, wenn er sich eine Weile ernsthaft mit dem Bilde beschäftigte, dann glaubte sie zagend, er habe sie vergessen, und heftete das Auge groß und fragend auf ihn. Und als er sie in einem solchen Moment überraschte, da war alle Fassung

und Zurückhaltung hin — er sprang auf und lag zu ihren Füßen.

„Süßes Mädchen, sag', hast Du schon geliebt? Wer lehrte Dich so blicken, wer so wunderlich wild bestricken? Bist Du ein Kind? Bist Du ein Weib? Sprich ein Wort! Du tödtest mich, wenn Du mich länger quälst!"

Sie aber neigte den Kopf, und ihre Lippen bebten. Es erhob sich ein Sturm in der jungen Brust, der ihre Besinnung raubte. Er zog sie zum Divan und küßte ihr die Schleier von den Augen, daß sie das wunderbare Mysterium der Liebe schaute... Dann nahm er das Amulet von ihrem Busen und fragte, ob sie es ihm nun geben wolle. Aber Gertrud richtete sich auf; sie ertrug es nicht mehr; es war, als ob das Leben ihr schwände. Sie neigte sich zurück und sah ihn flehend und geängstigt an. Verstehend ließ er sie aus seinen Armen, öffnete die Fenster und ließ die Vorhänge herab, so daß ein kühlender Lufthauch in das rosige Dämmer spielte. An das Fensterkreuz gelehnt forschten seine Augen zu ihr hinüber....

Gertrud hatte ihr Gesicht in den Kissen verborgen; aber als sie aufsah und bemerkte, daß er zu ihr kam, sprang sie auf und ging ihm einige Schritte entgegen. Er legte den Arm um ihren schlanken Leib, doch sie wehrte ihm leicht und trat mit ihm vor die Staffelei.

„Es ist schon nicht mehr ähnlich," sagte der Maler, abwechselnd sie und das Bild betrachtend.

„Nicht mehr?" fragte Gertrud.

„Es standen noch keine Küsse auf Deinen Lippen, süßes Liebchen," flüsterte er leise und zog das erröthende Mädchen an sich; aber er fand einen widerstrebenden Mund, und Augen, die von Thränen blitzten. Ein leiser Vorwurf dämmerte in ihm auf, doch glaubte er, es fehle dem zagenden Kinde nur der Muth, den Reiz des flüchtigen Augenblicks zu genießen. Doch irrte er sich. Wider ihren Willen erglühte sie bei den schmeichelnden Worten, die er ihr in's Ohr flüsterte, aber ihren Widerstand besiegten sie nicht. Sie konnte seiner Erregung nicht mehr folgen, und wenn ihre erste Empfindung in dieser Stunde Entzücken gewesen, so war ihre zweite Angst und Verwirrung. Sich aus seinen Armen losreißend, floh sie in das kleine Toilettenzimmer, kämpfend mit der Ahnung dessen, was sie gewagt.

„Kleine Thörin!" sagte der Maler halb lachend, halb gereizt, indem er ihr nachsah und einige Male im Zimmer auf und ab ging. Dann schien er einen Entschluß gefaßt zu haben, setzte sich an die Staffelei und begann zu malen. „Dieser reizende Trotz verschönert Deine Lippen, und jetzt kenne ich erst das Feuer Deiner Augen!" Er versuchte den flüchtigen

Strahl zu fixiren, den er in der Erinnerung bewahrt. Gertrud ließ ihm Zeit. Endlich trat sie leise ein. Er regte sich nicht, er hob nicht einmal den Kopf. Sie blieb unschlüssig an der Thür stehen. Nun sah er mit ruhigem Blick einige Male zu ihr auf, ganz so wie man eine Person ansieht, die zum Portraitiren sitzt. Gertrud war von seinem unerwarteten Benehmen so in Erstaunen gesetzt, daß sie wirklich einige Minuten wie gebannt still stand.

Der Maler war auf dem Gipfel der Heiterkeit über ihr erstauntes Gesicht und hätte sein kokettes Spiel gern fortgesetzt, wenn ihn nicht zweierlei daran gehindert: zuerst, daß Gertrud schnell an's Fenster trat, um ihren Hut zu nehmen, und dann, daß es an der Außenthür klopfte. Noch ehe der Maler aufstehen konnte, öffnete sie sich, und es trat ein Herr ein, der Gertrud nicht sogleich bemerken konnte, weil die Staffelei sie verbarg.

„Ah, Leo, finde ich Dich!" rief der Eingetretene, den Maler freudig umarmend. „Wie lange sahen wir uns nicht, lieber Bruder! Und Du bist gesund, heiter wie immer und hier in reizender Verborgenheit?" ...

In diesem Augenblicke, bevor noch der Maler ein Wort erwidert, fielen die Augen des Fremden auf Gertrud. Wäre der Blitz vor ihr niederge-

fahren, sie hätte nicht überraschter sein können, denn Titus stand vor ihr.

„Gertrud, Sie hier?" sagte er mit zweifelnden Ausdruck und sah bald Gertrud, bald seinen Bruder an, mit einem Gesicht, aus welchem schnell jeder Ausdruck der Heiterkeit gewichen.

War es nun die Erregung in Beider Blicken, oder die Gluth auf ihren Wangen, oder ein gewisses elektrisches Etwas in der Luft, genug es überkam ihn eine Ahnung, und die schmerzte ihn bis in's innerste Herz.

„Eine Dame, die so freundlich war, mir zu einem Bilde zu sitzen," sagte Leo wie vorstellend.

Titus warf einen fast verächtlichen Blick auf das Bild, sein feines Gefühl wies aber, so lange Gertrud anwesend, jede Erklärung zurück. Er trat auf sie zu, verneigte sich und bot ihr den Arm.

„Sie schienen im Begriff zu sein, fortzugehen; darf ich Sie begleiten, Gertrud?"

Sie legte schnell ihren Arm in den seinen, und ehe noch Leo wußte, wie die Entführung geschah, waren die Beiden im Freien. Sie gingen lange schweigend im Park weiter, und Gertrud fand Zeit, sich zu sammeln. Wenn Titus ihr Vorwürfe gemacht hätte, so ist zu vermuthen, daß sie einen kleinen Trotz aufgesetzt und geschwiegen haben würde; so

aber löste sich ihre Aufregung in einen Strom wohlthuender Thränen, die Titus ungehindert fließen ließ.

„O, Gertrud, was haben Sie mir gethan!“ sagte er endlich leise und innig. „Wußten Sie, daß er mein Bruder war?“

„Nein, nein!“ schluchzte Gertrud und ließ sich von ihm auf einen Rasensitz niederziehen. Sie lehnte den Kopf an seine Brust, und er sah mit den stillen Augen zu ihr nieder, die schon früher so oft den Sieg über ihr leidenschaftliches Temperament daon getragen hatten. Wie zog es ihn seine Arme um das reizend erblühte Mädchen zu legen, das schon als Kind seine Neigung erweckt!.. Aber er wagte es nicht; es war ihm, als müsse er durch die zartesten Beweise der Achtung wieder gut machen, was der Bruder gefehlt.

Sie wußte freilich nicht, mit wie bewegtem Herzen er ihrer allezeit gedacht, und hatte in ihrer völligen Unerfahrenheit keine Ahnung davon, wie es ihn erschrecken mußte, sie an einem Orte zu finden, der ganz allgemein als das Asyl geheimer Liebesabenteuer der jungen Hofwelt bekannt war.

„Wollen Sie mir es sagen, wie es kam, Gertrud?“

„Ich konnte ihm nicht widerstehen, Titus,“ sagte Gertrud tief erröthend, aber unfähig, schon jetzt durch

ein weiteres Wort die Illusion zu zerstören, von welcher noch ein Hauch ihr Wesen durchglühte.

Titus fühlte sich durch dieses Geständniß unendlich mehr erleichtert als durch ein entschuldigendes oder umgehendes Wort; er hatte ihr ja nichts zu verzeihen, denn sie war ihm nicht verpflichtet; aber es lag ihm Alles an ihrem Vertrauen, damit er erforschen könne, ob er noch hoffen dürfe, dieses bewegliche Herz zu gewinnen. Und wie echte, tiefe Neigung leicht das Richtige findet, erwähnte er, während sie weiter gingen, der Sache mit keinem Worte mehr, sondern erzählte ihr so ruhig und unbefangen vonseinen Erlebnissen, daß es fast wie früher war, und Gertrud gefaßt und beruhigt an ihrer Wohnung ankam. Titus, obwohl erst vor wenigen Stunden angekommen, kannte diese bereits. Seine ersten Schritte hatten sich ihr zugewandt, und erst nachdem er Gertrud und den Onkel verfehlt, hatte er die Wohnung seines Bruders aufgesucht. Von Leo's Anwesenheit wußte er seit Kurzem, und er hatte sich ihr Zusammenleben hübsch genug ausgemalt... Nun war es gestört, das fühlte er, und während er in ruhigem Gespräch mit seinem Schützling das Haus betrat, bestürmten ihn Ahnungen und Befürchtungen.

Der Professor empfing ihn herzlicher denn je.

So spärlich er auch mit äußeren Zeichen der Freundschaft war, so treu war er im Festhalten derselben, und Alles, was zur Familie seines alten Freundes gehörte, war ihm theuer. Außerdem besaß der junge Mann ein so gediegenes Verständniß für wissenschaftliche Fragen, und endlich hatte er ein so lebhaftes Gefühl seiner Unzulänglichkeit als Erzieher und Gesellschafter Gertrud's, daß es ihn stets erfreute, einen Menschen an ihrer Seite zu sehen, der ihr Wohlwollen erzeigte. Daß Titus eine wärmere Empfindung mitbringe und daß aus dem muntern Ferienbesucher ein treuer Schützer seines lieben Kindes für das ganze Leben werden könne, war ihm noch nicht in den Sinn gekommen. Er gab sich einfach der Freude des Wiedersehens hin, und so Titus und Gertrud. Wenn auch zu viel über Beider Herzen gegangen war, um den neckischen und kindlichen Ton von früher wiederzufinden, so lag dafür in Titus' Erscheinung etwas so Reines und Friedenverheißendes, daß es wunderbar still wurde in ihr. Es dämmerte ihr das Bewußtsein auf, womit sie ihm weh gethan, und das legte eine Weichheit und Demuth in ihr Wesen, die ihn heimlich entzückte.

Früher hatten sich ihre großen Kinderaugen nicht vor ihm gesenkt, sondern keck und lustig in die seinen geschaut, die Hände sich ihm freiwillig geboten, das

Mädchen wie ein Knabe mit ihm gespielt — nun lag in dem schüchternen Aufblick und der bewußten Zurückhaltung ihrer Bewegung etwas, das ihn süß verheißend durchbebte.

Sie sprach nicht viel und er blieb nicht lange. Es drängte ihn, seinen Bruder zu sehen nnd Rechenschaft von ihm zu fordern. Rechenschaft? Konnte Leo wissen, daß der Bruder ein Anrecht auf das Kleinod zu haben glaubte, nach welchem er die Hand ausgestreckt? Konnte er nicht mit Gertrud's voller Zustimmung gehandelt haben? War es unmöglich, daß in ihr eine Neigung für Leo erwacht und für ihn auf immer verloren sei? Er mußte sich auf die Rasenbank im Park niedersetzen, auf welcher sie vor Kurzem neben ihm geruht hatte. Ein Sturm von Leidenschaft und Eifersucht sauste über ihn hin.

War je eine andere Liebe in sein Herz gekommen? Hatte er je in seinem Zukunftstraume ein anderes Frauenbild an seinem Herde gesehen? Nein, nie. Sie war sein Ein und Alles gewesen. Und Leo? Wie manche Neigung hatte er erweckt und wie manche flüchtig weggeworfen! Warum hatte er sie nicht früher an sein Herz genommen, um glücklich zu sein? Warum hatte er nicht in ihre Kinderspiele

das süße: Wach' auf! geflüstert und sie in der Sonne der Liebe schnell erblühen lassen!

Weil er eine zu ernste und edle Natur war. Er wollte nicht eine verfrühte Blüthe frühzeitig welken sehen oder eine Gabe von ihr fordern, ehe sie deren Werth zu schätzen vermochte. Nun war er gekommen, sie zu fragen...

„Der Onkel weiß noch nichts von dem Bilde," hatte Gertrud gesagt, der Professor der Anwesenheit seines Bruders mit keiner Silbe erwähnt — das gab ihm noch mehr Sicherheit für seine Muthmaßungen, und bitterer Groll gegen den Bruder stieg in ihm auf. Er wanderte lange im Parke umher, damit er das volle Maß der Selbstbeherrschung wiederfände, bevor er ihn wiedersähe.

Mußte etwas zwischen ihn und diesen einzigen Bruder treten, zu dem er als der jüngere so lange Zeit verehrend aufgesehen? Wohl ruhte das heilige Gefühl der Verwandtschaft sicher auf dem Grunde seines Herzens, aber aus der Verschiedenheit ihres Naturells und ihrer Erziehung hatten sich so verschiedene Lebensanschauungen gebildet, daß neben der brüderlichen die rechte geistige Einheit nicht recht gedeihen wollte.

Leo war das Kind großer Städte, Titus in der Stille des Landlebens aufgewachsen; das hatte die

individuelle Begabung Beider glänzend entwickelt, aber es hatte sie getrennt. Leo war lebhaften Geistes, witzig, gewandt, die Vorzüge eines schöneren Aeußern und hervorragender Stellung fein benutzend, ein Mann der Gesellschaft und des Genusses. Mit sorgloser Freigebigkeit verschwendete er an Alle von seiner sprudelnden Laune und seiner galanten Liebenswürdigkeit.

Titus forderte wenig von Vielen, aber von Wenigen viel, und gab auch so. Er erschien zurückhaltend und selbst kalt, aber die, welche ihm näher traten, fühlten sogleich, welche Schätze unter der einfachen Bescheidenheit seines Wesens verborgen lagen. Er hatte wärmere Freunde. Die Eltern waren stolz auf die Persönlichkeit Leo's, sie freuten sich seiner Erfolge, aber ohne daß sie es sich gestanden, liebten sie Titus mehr. Wenn Leo seinen Besuch auf dem väterlichen Gute anmeldete, veranstaltete der Vater große Jagden, Diners, Feste, die den Glanz des Hauses repräsentirten; — wenn Titus kam, merkten die Nachbarn nichts davon, die Rehe und Hasen wurden früh Morgens am Weiher nur von einem Spaziergänger ohne Jagdtasche und Büchse gestört, aber im Hause und auf dem Hofe hatte Alles ein sonnigeres Aussehen, die Eltern erschienen verjüngt und alle Gesichter waren heiterer, bis herab zur kleinsten Gänsemagd.

Titus klopfte zum zweiten Male an die Thür des Pavillons und trat ein. Leo ging ihm lebhaft entgegen und bewillkommte ihn.

„Was in aller Welt bewog Dich, Titus, mir mein Original zu entführen?" rief er lachend. „Ich kann mich noch nicht von meinem Staunen erholen."

„War sie mit Einwilligung ihres Onkels hier?" fragte Titus ernst statt der Antwort.

„Sie? Onkels? Kennst Du das allerliebste Mädchen? Geh', Titus, behandle ein unschuldiges Abenteuer nicht mit Deiner gewöhnlichen Ernsthaftigkeit. Es hat mich höchlichst unterhalten und mir dieses reizende Bild verschafft. Schau her!"

„Wußtest Du nicht, Leo, daß Gertrud die Nichte des Professors Stein ist, des alten Freundes unseres Vaters, den ich oft besucht?" fragte Titus wieder, ohne das Bild zu betrachten.

„Wahrhaftig nein, das wußte ich nicht!" sagte Leo. „Sie hat mir ihren Namen nicht genannt, und ich bin nicht neugierig genug, mich nach den Verhältnissen meiner kleinen Freundinnen..."

„Ich bitte Dich, laß den scherzenden Ton!" fiel ihm Titus in's Wort, der sich immer unangenehmer berührt fühlte und es nicht ertragen konnte, von Gertrud in dieser Weise sprechen zu hören. „Du

wirst am schnellsten verstehen, welcher Art meine Empfindungen sind, wenn ich Dir sage, daß Gertrud das einzige Mädchen ist, für welches ich je Interesse gefühlt hatte."

„Du, Titus?" rief Leo aus und sah ihn lange staunend an. „Ist das Dein Ernst?"

„Vollkommener Ernst. Ich hoffte es durch die That zu beweisen," sagte Titus traurig. „Nun finde ich, daß ein Anderer Anspruch auf ihre Neigung macht, ein Anderer, der mein Bruder ist..."

„Ich glaube leider keine Ansprüche machen zu dürfen," sagte Leo wieder lächelnd. „Ich malte sie, voilà tout. Und da ich sie eben so spirituell als hübsch fand, machte ich ihr ein wenig den Hof; ist das so verdammenswerth, Titus? Laß Dir kurz erzählen, wie es kam."

Während dieser Erzählung fiel Titus im Geheimen ein großer Stein vom Herzen, obwohl er durchaus nicht geneigt war, seinen Bruder zu entschuldigen. Im Gegentheil schien es seine Schuld zu vergrößern, daß er keinerlei ernste Absicht gehabt. Titus hatte strenge Ansichten; Leo's leichte Art, die Sache zu behandeln, kränkte ihn und machte ihm die Verschiedenheit ihrer Auffassung recht fühlbar. Jedem Fremden hätte er leichter verziehen, aber der Ge-

danke, daß in seines Bruders Augen ein Flecken auf dem Namen seiner — ja vielleicht einst — seiner Frau haften könnte, brachte ihn völlig aus seiner sonstigen Fassung.

„Du mußtest wissen, was Du thatest, Leo, indem Du ein junges und unerfahrenes Mädchen veranlaßtest, hierher zu kommen. Wäre sie Deine Braut oder nur eine Dame Deiner Bekanntschaft gewesen, so würdest Du es nicht gethan haben..."

„Gewiß nicht," sagte Leo, dem das Ganze unangenehmer wurde, je ernster es Titus nahm, „und das vollkommen bewußt. Wir müssen uns den Frauen bei ihrem jetzigen Hange zur Selbstständigkeit auf verschiedene Weise nähern, je nach den Ansprüchen, die wir an sie machen; für den Geist, für das Herz oder für das Haus. Deinem Schützling gegenüber befand ich mich in dem ersten Falle, und es ist zugleich der, welcher uns erlaubt, am wenigsten scrupulös zu sein. Aber ist dieser Zufall nicht sehr geeignet, Dich noch einmal zum Nachdenken aufzufordern, Titus? Konnte ihre Unerfahrenheit nicht Koketterie sein? Etwas davon ist jedem Mädchen angeboren. Und liegt nicht ein wenig Leichtsinn in der unbefangenen Art, auf meine Bitte einzugehen?

„Koketterie? Leichtsinn? O, Leo, so seid Ihr!' rief Titus aus, gekränkt aufspringend. „Ihr pflückt gedankenlos die Blume, und macht ihr dann den Vorwurf, daß sie welkt. Wie schlecht verstehst Du das Wesen der Liebe, wenn Du glaubst, daß es mir gleich Dir gelingen könnte, die Kraft zur Entsagung in den Fehlern der Geliebten zu suchen. Sie hat gefehlt, aber durch Deine Schuld, sie erscheint unweiblich, weil sie gestattete, daß Du die Achtung vor der Weiblichkeit verletztest. Ihre Phantasie ist künstlich verwirrt durch Dich, aber mit meiner Ueberzeugung stehe ich dafür, daß sie den Rückweg gefunden haben würde ohne mich!"

„Du scheinst mir selbst ein Stück Phantast zu sein, Titus. Ist der Verstand auch glücklich eingefahren auf ebener Straße, vor unbekannten Pfaden hüte Dich! Wenn er der Phantasie begegnet, geht er durch. In sofern paßt Ihr für einander."

„Du bist weich geschaffen, Leo; Deine Härte ist angeeignet, darum gebrauchst Du sie so bewußt wie ein schlechtes Kleid, wenn man weiß, daß man ein besseres zu Hause hat. Wir werden uns nicht verstehen. Dir giebt Gertrud's Unvorsichtigkeit eine bequeme Entschuldigung — mir macht sie Schmerzen; Dir diente sie als Spiel des Augenblickes — ich liebe sie ...."

„Und wenn ich nun nicht kalt geblieben wäre, Titus? Ich glaube, dieses Mädchen wird einmal mächtige Leidenschaften einflößen, aber darum ist es doppelt nöthig, vorsichtig zu sein. Du mußt sie studiren. Dann ist jede neue Phase, in welche das Verhältniß tritt, von neuem Interesse, auch wenn es — süße Schmerzen bereitet. Gertrud ist eine exceptionelle Natur; wie konnte man sich von ihr auf ganz gewöhnliche Weise unglücklich machen lassen?...“

„Ich fürchte, das könnte mir trotz Deiner Vorschläge begegnen,“ seufzte Titus, ohne daß sein Bruder sich unterbrechen ließ.

„Du bist zu exclusiv, Titus. Man muß sich mit vielen Frauen beschäftigen, um die allzu mächtige Neigung zu *einer* zu verhüten oder zu modificiren...“

„Etwa wie man Bücher liest und sie in den Staub der Leibibliothek zurückschickt, nachdem man ihnen ihre Schönheit abgelauscht?“

„Ja so; denn die wenigsten taugen zum Besitz, wenn sie auch eine Stunde vortrefflich unterhalten. Wir müssen uns das Verhältniß klar machen, Titus. *Eine* Frau und *meine* Frau sind ganz verschiedene Begriffe. Die Griechen hatten auch da den richtigen Weg gefunden. Sie sagten sich, daß Frauen, welche ihren hochgestiegenen geistigen Bedürfnissen

genügen könnten, ihren häuslichen schlecht nachkommen würden — darum trennten sie gesellschaftlich beide; sie hatten die Matrone und die Hetäre."

„Nein, es war nicht das Rechte, Leo! Du kannst mit Deinen Sophismen den Flecken nicht abwaschen, der auf dem Namen dieser Mädchen ruht, noch die Spuren der Thränen vertilgen, die aus den Augen gekränkter Frauen geflossen sind und gegen sie zeugen. Wir haben kein Recht, das Geschlecht unter sich zu entzweien. Gestehe, Leo, ob es nicht unser Egoismus ist, der den Frauen nicht gestatten will, je nach ihrer Begabung ein Ganzes zu sein? Liefere mir den Beweis, daß die Natur es nicht so gewollt hat. Die Summe dessen, was wir geistreichen Frauen vorwerfen, besteht eigentlich darin, daß sie *unser* Recht in Anspruch nehmen, die eigene Persönlichkeit zu entwickeln."

„Wenn sie dieselbe entwickelt und die Fähigkeit verloren haben, sich unterzuordnen, so müssen sich die Verhältnisse ausnahmsweise günstig für sie gestalten, sonst giebt es für sie keinen Platz in unserer Gesellschaft...."

„Ja, dann sind sie heimathslos; Du hast die bitterste Wahrheit ausgesprochen," sagte Titus. „Aber das Gewicht der Schuld fällt auf uns. Sind wir es nicht, die sie von unserem Herde vertreiben, weil

sie den besser erkannten Lebenszweck nicht unsern epikuräischen Gelüsten opfern wollen? Sind wir es nicht, die aus der Ehe einen Contract über Geldinteressen machen? Ist es nicht die einseitige Anmaßung unseres Geistes, die den Strom des Fortschrittes hemmen will, auf seinen hochgehenden Wellen auch das schwächere Geschlecht mit fortzutragen?"

„Es ist von alle Dem etwas, Titus. Die Frau kann sich aber von ihrer ursprünglichen Bestimmung nicht zu weit entfernen, ohne an Gemüth zu verlieren; darum wird das Verhältniß zwischen den Geschlechtern schroffer werden mit steigender Bildung. Schaffe Dir den Einblick in die Ehen bedeutender Frauen und siehe, ob sie glücklich sind. Versuche, ob sie mit ihrem hochfliegenden Geiste die enge Beschränkung des Hauses ertragen können. Ich glaube, die bequemen Frauentugenden, welche uns das Leben so angenehm machen, werden bei Verwirklichung Deiner Theorien bald nur noch dem Namen nach existiren."

„Wenn die höhere Bildung nicht auch bessere Gattinnen und Mütter erzieht, so ist sie falsch, Leo. Jede Bildung, welche allein die Entwickelung des Verstandes bezweckt und die des Gemüthes vernachlässigt, ist falsch, aber gleich *sehr bei Männern*

wie bei Frauen. Sie enthält die Keime des Verfalls, weil sie die menschliche Natur in sich entzweit. Lassen wir unsere Frauen auf halbem Wege zurück, so sündigen wir dadurch an unseren Kindern. Wir müssen sie uns gleichstellen, indem wir aufhören etwas Anderes von ihnen zu fordern, als wir selbst zu geben gesonnen sind. Frei geworden, werden sie uns erst zeigen, welcher Kraft der Liebe sie fähig sind, und die Ehe wird wieder auf sicherer und sittlicher Basis ruhen."

„Und wo bleibt unsere Autorität?" fragte Leo etwas spöttisch.

„Sie fällt weg, Leo," sagte Titus ernst, „das heißt, der blinde Autoritätsglaube weicht der freien Erkenntniß, und wir dürfen nur Würdigung beanspruchen, wenn wir sie verdienen. Sie wird vielleicht seltener sein, aber um wie viel werthvoller!"

Leo zuckte zweifelnd die Achseln.

„Ich habe Dich in Verdacht, Leo," sagte Titus lachend, „daß Du Dir große Mühe geben würdest, Deiner Frau gegenüber besser zu erscheinen als Du bist. Du würdest ihr nie von den Thorheiten Deiner Jugend erzählen, und ehe Du sie in Dein Haus führst, sorgfältig jedes Andenken vernichten, das Dich verrathen könnte. Nicht weil Du Dich dieser

Thorheiten schämst oder es für unmoralisch hältst, sie begangen zu haben, sondern weil Du fürchtest, Deine Autorität zu gefährden. Bei mir ist das anders. Deine Ansicht ist vielleicht klug, aber sie kommt mir vor wie eine Art Mystification auf eigene Kosten. Ich heirathe nicht, um zu imponiren. Wahrheit zwischen uns bis in's Kleinste wäre die erste Bedingung meines Glücks. Ich müßte der Frau jede Falte meines Herzens zeigen können, ohne fürchten zu brauchen, es könnte ihre Liebe vermindern. Du kannst jede Frau heirathen, die gewisse häusliche Eigenschaften besitzt, ich nur eine Frau von starkem Geiste und tiefer Einsicht in das Getriebe des menschlichen Herzens. Sie müßte meine Freundin gewesen sein, ehe sie meine Geliebte würde."

Während dieses Gesprächs waren die beiden Brüder lebhaft im Zimmer umher gegangen. Leo, welcher im Grunde ein eben so vortrefflicher Mensch war als Titus, fühlte tiefes Bedauern über den Kummer, den er ihm bereitet hatte, wenn er sich auch nicht zu seinen Principien bekehrt fühlte.

„War Gertrud schon Deine Freundin, Titus?" fragte er, indem er vor ihm stehen blieb.

„Ich hoffe es; doch war sie ein Kind, als ich sie verließ, und drei lange Jahre versagte ich mir

das Wiedersehen. Nun freilich finde ich Alles anders…"

„Nein, nicht anders," sagte Leo, indem er ihm die Hand reichte. „Sieh', ich packe ein, ich gehe davon, ich will sie nicht eher wiedersehen, bis nach Eurer Hochzeit! Wollte Gott, ich hätte sie nur als Deine Braut kennen gelernt. Verzeihe mir, Titus! Wie bald wird sie mich vergessen, wenn sie Dich wiedersieht!" setzte er hinzu, in Wahrheit erst jetzt fühlend, daß der Eindruck, welchen das originelle Mädchen auf ihn gemacht, tiefer sei, als er selbst geglaubt hatte.

„Das kann nur sie selbst entscheiden," sagte Titus, seine Hand in die seines Bruders legend. „Ich bitte Dich zu bleiben, Leo. Ich möchte, daß sie Dich eben so genau kennen lernte als mich. Zieht sie Dich vor, so glaube ich, daß ich sie innig genug liebe, ihr Glück höher zu stellen als das meinige. Ich werde zu entsagen wissen, wenn ich muß, und versuchen ihr als Bruder zu sein, was ich ihr unter allen Verhältnissen gewesen sein würde: ein Freund."

Leo fühlte sich bei diesen uneigennützigen Worten seines Bruders entschlossener als vorher, Gertrud nicht wiederzusehen, obwohl bei der Eigenthümlichkeit seines Charakters zu vermuthen ist, daß, wäre

anstatt seines Bruders ein fremder Mann gekommen, Gertrud zu begehren, der Kampf um ihren Besitz den Werth desselben schnell gesteigert und seine kleine Leidenschaft zu einer großen angefacht haben würde. Zugleich kam es über ihn wie Beschämung, daß er so oft überhebend auf diesen jüngeren Bruder herabgesehen. Und wie das Geschick oft das Böse zum Guten wendet, so gab dieser Zwist ihm zum ersten Male Gelegenheit, einen recht tiefen Blick in Titus' edle und reine Seele zu thun, und unwillkürlich einen Rückblick auf sein eigenes Leben. Zwar lag nichts hinter ihm, was auf dem spiegelklaren Schilde seiner Männerehre als ein Makel haftete, aber doch Manches, was er vor diesen klaren Augen sorgfältig zu verbergen wünschte. Gewiß ist, daß, als er Titus beim Abschied umarmte, es zum ersten Male mit echt brüderlichem Gefühl geschah.

Am andern Tage war der Professor mit Gertrud abgereist. Es hatte die Letztere viel Mühe gekostet den Onkel zu überreden dem früher gefaßten Entschlusse treu zu bleiben; Titus' Ankunft war für ihn eine so angenehme Ueberraschung, daß er nun gern noch einige Tage geblieben wäre. Da sich

aber das wunderliche Kind „so sehr nach der alten Martha sehnte", gab er ihrem Willen nach.

Wirklich flüchteten sich in diesem Augenblicke all' ihre Wünsche nach dem alten stillen Hause. Es wäre ihr zuletzt eben so unmöglich gewesen, Titus wiederzusehen als Leo. Ja, es kam ihr nach ihrer Abreise vor, als möchte sie Beide niemals wiedersehen. Der erste Schritt in die Welt hatte ihr eine Wunde zurückgelassen; aber sie war sich ihrer Gefühle noch nicht klar genug bewußt, um sich sagen zu können, wessen Hand die Waffe geführt. Sie zürnte ein wenig gegen sich selbst und kam zu dem Resultate, daß sie alle Männer hasse. Ihr Stolz war wachgerufen. So gering auch ihre Kenntnisse von den Verhältnissen der Gesellschaft waren, so besaß sie doch das feinste Ahnungsvermögen, und die wenigen hingeworfenen Aeußerungen aus Titus' Munde genügten, ihr das Rücksichtslose in Leo's und die Unvorsichtigkeit ihrer eigenen Handlungsweise begreiflich zu machen.

Von Natur ist jede Frau hingebend. Aus dem Stolz und der Erkenntniß muß der Panzer geschmiedet werden, der das empfängliche Herz schützen soll vor den Flammenblitzen der Leidenschaft. Hätte Titus, ehe Gertrud zu Beiden gelangen konnte, Rechte an sie gewonnen, sie würde die Pflicht

und die Phrase von weiblicher Würde sie vielleicht auch eine Weile geschützt haben, aber mit einem Schild von Glas, der beim ersten heftigen Anstoß zersplittert.

Titus freute sich mit Recht, nachdem die erste Täuschung überwunden war, daß Gertrud den Entschluß gefaßt hatte, sich ihnen Beiden zu entziehen. Es bewies mehr Reife, als er erwartet, und gab ihr die volle Freiheit des Handelns wieder. Schön und edel angelegten Naturen muß man Raum geben, sich aus sich selbst heraus von ihren Irrthümern zu heilen. Gewaltsame Mittel sind ihnen gegenüber immer falsch und führen nur scheinbar schneller zum Ziele. Das wußte Titus, denn er war eben so klug als gut, und er ließ Gertrud lange Zeit zum Nachdenken.

Wenn dieser anfangs die Tage hingeflogen waren, so fingen sie bald an ihr lang zu werden. Von Leo zu hören wünschte sie weder, noch hatte sie es erwartet; aber war es denn Titus so ganz gleichgültig gewesen, daß er sie nicht mehr gefunden? Sie wünschte an Beide gar nicht zu denken, aber je mehr ihr Wille sich dagegen auflehnte, desto mehr mußte sie es thun. Sie rief sich jedes Wort zurück, sie verglich ihre Handlungsweise und zog sich die ähnlichen und doch so verschiedenen Gestalten der

Brüder vor das geistige Auge... Wenn vor dem Bilde Leo's noch ein leises Zittern durch ihre Nerven ging, so gestaltete sich Titus gegenüber alles unklare Empfinden allmählich zu einem Gefühle, das sie gleichsam über sich selbst hob, denn aus dem Besten zusammengesetzt, was in ihr lag, verwirklichte es die Erhebung und Befestigung ihres Charakters, wie es ein Aufwand von moralischen Entschlüssen in Jahren nicht gekonnt hätte. Und sonderbar — diesem köstlichen und heiligen Gefühl weiß die Jugend keinen Namen zu geben. Sie ahnt nicht, daß es das Kleinod der ächten, rechten Liebe ist, weil es ohne stürmische Gewalt in's Herz zieht und keine Schmerzen bereitet, wie die Leidenschaft.

Auch Gertrud, als sie eines Abends auf ihrem Schemel saß und einen Brief in der Hand hielt, wußte noch nicht, daß sie der sanften Lockung nur zu folgen brauchte, um täglich frische, unverwelkliche Blumen auf ihren Lebensweg gestreut zu finden.

„Darf ich Ihnen folgen, lieber Flüchtling? Ich thue es mit Zagen, denn warum wären Sie dort und ich hier, wenn Sie sich des Wiedersehens gefreut hätten wie ich? Mir schienen drei Jahre, ohne den liebsten Freunden die Hand zu drücken, eine lange, lange Zeit — Ihnen ist das Leben ein

glücklicher Tag, und Sie zählten seine langsam verrinnenden Minuten niemals nach Stunden der ungewissen Hoffnung, der Trennung oder des Zweifels...

„Thor, der ich war! Ich kam, um Ihnen von solchen Stunden zu erzählen und hoffte bei Ihnen Verständniß zu finden, bei Ihnen, junger Schmetterling! Sie hätten gelacht, wenn sich die Frage auf meine Lippen gedrängt, und nichts verstanden, nicht wahr, Gertrud, Sie hätten gelacht?

„Nun ist es vorüber und Alles klar. Ich muß ein neues Leben beginnen und die Vergangenheit begraben, oder eine Erinnerung, die meine Vergangenheit ist.

„Wollen Sie diese Erinnerung kennen, Gertrud? Frauen sind beweglicheren Geistes und sehen oft noch einen Schimmer von Hoffnung, wenn wir sie bereits verloren geben. Vielleicht sollte ich Ihr frisches Gemüth nicht mit der traurigen Geschichte beschweren und andere Frauen fragen, aber ich habe mich nicht um ihre Freundschaft bemüht — ich kannte nur Eine, das war mein Unglück. Diese Eine war ein Kind, als ich sie kennen lernte, und deshalb verließ ich sie, ohne ein Wort von dem zu sagen, was bereits unauslöschlich in meiner Seele

stand. Ich hatte in ihr das Wesen erkannt, das einst dem meinen vollkommen entsprechen würde, und während ich mir versagte sie zu sehen, mit Entzücken an diesem Bilde gemalt.

„Wie hoch wollte ich das Kleinod halten, wenn es mir einst an's Herz gelegt würde. Wie sorgsam in ihrer jungen Brust den Funken der Liebe hüten, daß er allmählich zur Flamme würde und sie durchglühte wie mich! „Doch Lieb' ist Wunder, Lieb' ist Gnade, die wie der Thau vom Himmel fällt." Erinnern Sie sich noch der Worte, Gertrud? Ich las sie Ihnen Abends in der kleinen Laube vor, und Sie fanden etwas darin, das Ihnen die lieben Augen von Thränen schimmern machte. Verstanden Sie damals, wie wahr sie seien? O, dann verstehen Sie auch jetzt, was ich litt, als ich meine Rose wieder fand, aufgeblüht — aber in der Hand eines Andern... Ich hatte nicht das Recht, um ihren Besitz zu kämpfen, ich durfte kaum ein Wort der Klage sagen, denn sie war frei, und der Andere — mein Bruder.

„Nun wissen Sie, Gertrud, was mich in die weite Welt treibt, um die Illusion des Glücks vergessen zu lernen.

„Haben Sie ein Wort, mich zurückzuhalten?

Titus."

— „Mir sind alle Gesichtspunkte verrückt,“ antwortete ihm Gertrud, „es ist mir nichts mehr klar, ich weiß nicht, was ich nützen soll in der Welt.

„Ihnen das gestehen zu müssen! Aber mir scheint, von Ihnen könnte ich jeden Tadel ertragen, und selbst das Lächeln des Mitleids.

„Ein Wort, Sie zurückzuhalten, Titus? Ich habe kein Recht, es auszusprechen, ich bin dessen auch nicht werth. Aber sagen darf ich Ihnen, wie tief dankbar ich empfinde, daß Sie es in einem Augenblicke von mir fordern, wo Sie mich in einer Verirrung befangen sahen. Sie ist vorüber, Titus, ganz vorüber; auch wenn Sie nicht gekommen wären, hätte ich Leo nicht wiedergesehen. Meine Seele gehört nicht ihm! Inmitten des Zaubers, der mich gefangen hielt, drückten sich mir die Dornen der Erkenntniß tief in's Herz, und das Ideal der Liebe ging vor mir auf. Der ganze Mensch muß sich dem andern zu eigen geben! Steht es auch vor Ihrem Geiste so hoch und herrlich? Ist es erreichbar? Giebt es solche Vereinigung? — Dann habe ich unwissend doppelt an dem Heiligsten gefrevelt, und eine lange Buße nur kann mich von der Schuld befreien. Sie muß im Entsagen eines Glücks bestehen, das ich muthwillig von mir stieß, ehe ich seinen Werth erkannte.

„Der Weg wird lang und traurig sein, so einsam, so einsam — — Ach, Titus, hätte ich eine Mutter!

Gertrud.“

Einige Tage, nachdem Gertrud diesen Brief an Titus, der sich jetzt auf dem Gute seiner Eltern befand, abgeschickt hatte, kam von dort eine Antwort. Doch zeigte die Aufschrift nicht Titus Züge; sie war von einer fremden Frauenhand, und auch der Inhalt erwähnte seiner nicht Er enthielt nur die von Titus' Mutter in herzlicher Weise ausgesprochene Bitte an Gertrud, einige Zeit bei ihnen zuzubringen.

Gertrud las dem Onkel den Brief vor; er hatte einen desselben Inhalts bekommen und redete ihr sehr zu, der Einladung zu folgen. Sie zauderte, denn sie fürchtete Titus dort zu finden, und das war ihrem Entschusse zuwider. Doch konnte sie das dem Onkel nicht sagen, und da es keine weitere Einwendung gab, reiste sie mit bangem Herzen ab.

Sie hatte umsonst gefürchtet; Titus war abgereist, als sie auf der Besitzung seiner Eltern ankam, und hatte nichts für sie zurückgelassen als einen Gruß aus dem Munde seiner Mutter.

Welch ein nie gekanntes Gefühl überkam Gertrud,

als diese Frau mit den sanften schönen Zügen sie in ihre Arme nahm wie ein längst geliebtes Kind! Sie war eine Frau von hochgebildetem Geiste und tiefem Gemüth und ihr Einfluß von unendlichem Werthe für Gertrud's reiches, aber unfertiges Naturell.

Die ausgesucht schöne Häuslichkeit, welche sie nun empfing, die würdigen Gestalten der Besitzer des Gutes, die vollkommene Harmonie ihres Zusammenlebens erschien ihrem empfänglichen Sinn wie ein irdisches Paradies. Alle die zarteren, liebenswürdigen Eigenschaften, welche in ihrem Gemüth geschlummert, während männliche Erziehung den Verstand voraus bildete, entfalteten sich schnell unter der Berührung einer sorgsamen Frauenhand. Die scharfen Kanten ihres Wesens schliffen sich ab, die hochgehenden Wellen ihres Gemüths legten sich vor der festen, ernsten Milde einer edlen Frau, und der Zauber der Weiblichkeit breitete seine Schleier über sie.

Der Sommer verstrich, der Herbst, der Winter, und immer wieder ging eine Bitte an den Onkel und kam die Erlaubniß noch zu bleiben.

Gertrud verehrte Titus' Eltern zärtlich, aber sie wurde auch von ihnen geliebt in ihrer frischen Jugend, und sie konnten den hellen Freudenton, den sie in das Haus gebracht, nicht mehr entbehren. Sie

war der Liebling des Gutes: Alles; was zu ihm gehörte kannte sie, und Alles gab ihr das Gefühl der Heimath.

Von Leo und Titus kamen Briefe, aber nie einer an sie. Titus hatte ihren Wunsch verstanden und schweigend geehrt.

Endlich schüttelte der Frühling wieder seine Blüthenbäume und Gertrud's Geburtstag kam. Titus' alte Amme brachte ihr einen Kuchen mit achtzehn Lichtern beim Erwachen. Und als sie das runzelige Gesicht gestreichelt hatte und heiter und rosig herunterkam, welche Ueberraschung im Zimmer der Eltern! Welche Blumenpracht, welcher Glanz in den Blicken, welch zärtliches Umfangen und Lächeln! Gertrud mußte ihr volles dankbares Herz in den Wald hinaustragen, zu den Blumen und Vögeln und der ganzen Frühlingspracht. Sollte Titus auch heute nicht schreiben, keinen Gruß schicken? dachte sie — dachte sie, bis der Tag sich neigte. Immer stiller wurde ihre Freude, und als es zu dämmern begann und noch nicht das kleinste Wörtchen von ihm gekommen war, ging sie in den Park, und ohne daß sie es wußte, strömte es heiß über ihre Wangen.

Da folgten ihr schnelle Schritte, und ein Arm legte sich leise um sie.

„Thränen, Gertrud?" flüsterte Titus erschrocken.

„Thränen der Dankbarkeit," schluchzte sie an seinem Herzen. „O Titus, Du wußtest, was mir noth that, Du hast das Schwere leicht gemacht und meine Thorheit zum Segen gewendet!"

„Und Du willst nun mein eigen sein?" fragte Titus mit unendlicher Zärtlichkeit in Blick und Stimme.

„Ja, Dein eigen, Titus! Jetzt darf ich's sein."

Wie lange sie gingen auf den mondbeglänzten Wegen — sie wußten es selber kaum. Dann und wann ein leiser Kuß, ein leises Wort, seliges Schweigen und ruhen in einander. Und als er sie endlich den geliebten Eltern in die Arme legte, fest ihre Hand in der seinen, da fühlte sie klar ihre Bestimmung und wußte, daß sie nicht unnütz sei in der Welt.

Ende.

Druck von G. Pätz in Naumburg.
